

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 24 (1976)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196



FONTANE BLÄTTER

Band 3, Heft 8 (Heft 24 der Gesamtreihe)

1976

Artikel-Nr. 31 782

Theodor Fontane

Briefe an Gottlieb Wilhelm Schinkel

Mitgeteilt und kommentiert von Gotthard Erler (Berlin)

Zu den zahlreichen Landpfarrern, die Fontane bei der Arbeit an den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ unterstützten, gehörte auch „Prediger Schinkel zu Barsikow“; der Autor zitiert ihn in einer Fußnote zum „Gottberg“-Kapitel in dem Band „Die Grafschaft Ruppin“ (von der dritten Auflage 1875 an). Über den Hintergrund dieser beiläufigen Erwähnung geben die im folgenden erstmals veröffentlichten Briefe Fontanes Auskunft, deren Originale sich im Besitz von Frau Elfriede Hülsen (Westberlin) befinden. Der verstorbene Superintendent Wilhelm Hülsen, an dessen Urgroßvater mütterlicherseits die Briefe gerichtet waren, stellte dem Theodor-Fontane-Archiv bereits 1966 Fotokopien zur Verfügung.

Gottlieb Wilhelm Schinkel (geboren am 5. März 1805 in Barsikow, gestorben am 31. Januar 1884 in Neuruppin) war zunächst Pastor in Germendorf und dann von 1840 bis zu seiner Emeritierung 1883 in Barsikow. Fontane kannte offenbar Schinkels heimatkundliche und kirchengeschichtliche Aktivitäten und trat, wie der erste Brief zeigt, schon 1864 bei der Umarbeitung der „Grafschaft Ruppin“ mit ihm in Verbindung. Im Herbst 1873, als Fontane die völlig veränderte dritte Auflage des Bandes vorbereitete, nahm er erneut Kontakt zu Schinkel auf. Fontane hatte während seiner Studienreise „ins Ruppinsche“ vom 16. bis 29. September 1873 auch Gottberg besucht, von dessen kulturhistorisch bedeutsamem Kirchenbuch er wußte. Schinkel überließ ihm im Oktober 1873 eine Kopie daraus, so daß der Autor am 12. Oktober an Alexander Gentsch schreiben konnte: „Pastor Schinkel hat mir das Material

zu seinem Vortrage geschickt und unter diesem auch die Abschrift aus dem Gottberger Kirchenbuche. Ich bin also durch.“

Wir danken Frau Elfriede Hülsen für die freundliche Erlaubnis, Fontanes aufschlußreiche Briefe an Gottlieb Wilhelm Schinkel in den Fontane-Blättern zum ersten Mal zu publizieren.

Hochzuverehrender Herr.

Ihnen endlich das mir gütigst anvertraute Manuskript mit ergebenstem Danke wieder zustellend, erlaube ich mir, demselben ein Exemplar der eben erschienenen 2. Auflage meines Buches¹ als ein Zeichen meiner Hochachtung beizufügen. — Ich hatte eigentlich eine Überarbeitung des Prozesses² vor, ein Zurechtmachen, wohl oder übel, nach meiner Art. Eine Reise nach Kopenhagen³ aber kam dazwischen, so daß ich nur eben noch Zeit und Gelegenheit fand, Ihr M.S. für die Anmerkungen zu benutzen. Eine dritte Auflage, wenn sie je erscheint, wird vieles gutzumachen haben.

Mich Ihnen und Ihrem ganzen Hause bestens empfehlend, unter Wiederholung meines Dankes, hochzuverehrender Herr Prediger, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane
Hirschelstraße 14

Berlin, d. 17. November 64

Berlin, 4. Oktober 73
Potsdamer Straße 134 c

Hochzuverehrender Herr Prediger.

Während eines etwa 8tägigen Aufenthaltes im Ruppinschen, der in einer demnächst erscheinenden 3. Auflage des betr. Bandes meiner „Wanderungen“⁴ seinen Grund hatte, hab ich an mehreren Orten von einem Vortrage sprechen hören, den Sie, hochzuverehrender Herr Prediger, vor längerer oder kürzrer Zeit gehalten haben und dessen Überschrift etwa gelautet haben soll: „Die Mark während des 30jährigen Krieges“ oder „Die Schweden in der Mark“. Die Titel sind nicht ganz korrekt, aber Sie werden daraus ersehen, was ich meine. Darf ich Sie nun freundlichst wie ergebenst ersuchen, mir diesen Vortrag auf eine halbe Woche anvertraun zu wollen? Mein Zweck dabei ist folgender. In viel größerer Zahl, als ich es bei dem Erscheinen der 2. Auflage tat, werde ich die einzelnen Dörfer aufmarschieren lassen, um jedem einzelnen dann sein Quentchen historische Notiz zuwiegen zu können.⁵ Wo nun die Schweden besonders schlimm gehaust haben, soll diese Notiz der Schwedenzeit entlehnt werden, ebenso wie bei einigen andern Dörfern das Jahr 1806 (Durchzug der Hohenloheschen Armee⁶) eine Rolle spielen wird. In

Ihrem Vortrage hoffe ich nun Angaben in Fülle zu finden, die ich, parzelliert, an die betr. Ortschaften austeilen kann. Ich würde mich dieser Verteilungs-Arbeit *sofort* unterziehn und Ihr M. S. bereits nach zwei, drei Tagen an Sie zurück gelangen lassen können.

Mit der Bitte, mich allen Angehörigen Ihres Hauses in freundliche Erinnerung bringen zu wollen, hochzuverehrender Herr Prediger, Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane

Berlin, 12. Oktober 73
Potsdamer Str. 134 c

Hochzuverehrender Herr Prediger.

Der Empfang Ihres Briefes und Paketes war mir eine große Freude; der Inhalt beider (ich muß auch den Brief, der so viel Schätzenswertes enthält, hinzurechnen) genügt vollkommen für meine Zwecke. Den Hauptakzent lege ich auf die Abschrift aus dem Gottberger Kirchenbuch; das Catastrum Revisorium liegt mir zu sehr nach der Fidicin- und Berghaus-Seite⁷ hinüber, eine Richtung, die ich sehr respektiere, aber nicht einschlage. Ich schreibe heute nur, um Ihnen die glücl. Ankunft des Pakets zu melden und meinen vorläufigen Dank dafür auszusprechen.

In Bälde mehr. Hochachtungsvollst

Th. Fontane

Berlin, 17. November 73
Potsdamer Straße 134 c

Hochzuverehrender Herr Prediger.

Verzeihung, daß ich nach so vielen Wochen erst Ihr mir gütigst anvertrautes Catastrum Revisorium und die demselben beigeschlossenen Exzerpte wieder an Sie gelangen lasse. Wie ich Ihnen, hochzuverehrender Herr Prediger, wohl schon schrieb, hab ich mich auf die Benutzung der Auszüge aus dem Gottberger Kirchenbuche wie auf verschiedene Mitteilungen, die ich Ihrem geehrten und ausführlichen Schreiben entnehmen konnte, beschränkt. Das Kapitel „Gottberg“ hat nun schließlich noch ein ganz leidliches Ansehn gewonnen, da ich, außer dem, was ich Ihnen verdanke, auch noch einige Notizen benutzen konnte, die mir Pastor Buchholtz⁸ über das *Exterieur* seiner zwei Schätze: Kirchenbuch und Kirchenrechnungsbuch, zugehen ließ. Auch dergleichen interessiert den Leser. Empfangen Sie, hochzuverehrender Herr Prediger, nochmals meinen herzlichen Dank für Ihre große Freundlichkeit, und gestatten Sie mir, wenn es später beim Druck irgendwo mit einem Namen oder einer Jahreszahl hapern sollte, mich erneut an Ihre Güte zu wenden. Mit vorzüglichster Hochachtung, hochzuverehrender Herr Prediger, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane

PS An welchen Ihrer Herrn Amtsbrüder in Neustadt a. D. wende ich mich wohl am besten, um über das große Wappen in der Neustädter Kirche Bestimmtes zu erfahren?⁹ Es führt dort, weil es sich unterm Chor des Gestüts-Beamten befindet, den lächerlichen Namen: Gestütswappen. Nach meiner Meinung kann es nur das Danckelmannsche Wappen oder das Wappen des Prinzen Friedrich v. Hessen-Homburg sein. Letzteres müßte wohl den hessischen Löwen zeigen, jenes ist quadriert und zeigt in zweien seiner Felder einen Kranich, in den beiden andern sieben silberne Szepter. Diese kurzen Notizen gäben vielleicht auch für einen Wappen-Unkundigen einige Anhaltspunkte.

Th. F.

Anmerkungen

- 1 „Die Grafschaft Ruppin“; erschien Ende Oktober 1864 mit der Jahreszahl 1865.
- 2 „Ein Prozeß im 16. Jahrhundert zwischen Barsekow und Reimer v. Winterfeldt“; „Die Grafschaft Ruppin“, zweite Auflage 1865 S. 526 ff.
- 3 Fontane suchte im September 1864 die Schauplätze des preußisch-österreichischen Krieges gegen Dänemark auf.
- 4 „Die Grafschaft Ruppin“; erschien im September 1874 mit der Jahreszahl 1875.
- 5 In die zweite Auflage der „Grafschaft Ruppin“ (1865) hatte Fontane ein Kapitel „Dörfer und Flecken im Lande Ruppin“ aufgenommen, das er jedoch – entgegen der vorliegenden Ankündigung – nicht erweiterte, sondern von der dritten Auflage an wieder ausschied.
- 6 General Friedrich Ludwig 2. Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen (1746–1818) leitete 1806 nach der Niederlage bei Jena und Auerstedt den Rückzug der preußischen Restarmee.
- 7 Soviel wie: zu einseitig statistisch-geographisch. Der Historiker Ernst Fidicin (gest. 1883) veröffentlichte das vierbändige Werk „Die Territorien der Mark Brandenburg“ (1857–1864), der Geograph und Kartograph Heinrich Berghaus (1797–1884) gab das „Landbuch der Mark Brandenburg“ heraus (1853–1856).
- 8 Reinhold Buchholtz (1815–1892), von 1849 bis 1884 Pfarrer in Gottberg.
- 9 Im „Neustadt“-Kapitel der „Grafschaft Ruppin“ schreibt Fontane, daß es sich um das preußische Wappen handle.

Im Fontane-Archiv befinden sich 117 Notizzettel, teils in eigenh. Handschr. Theodor Fontanes, teils in fremder Handschr., vielfach v. d. Hand Alexander Gentz: „Die Dörfer im Ruppinschen“ (1873).

Ilja Fradkin (Moskau)

Theodor Fontanes „Menschliche Komödie“

Übersetzt von Christa Schultze

Wer über Fontane schreibt – mag es sich nun um Literaturwissenschaftler, Kritiker oder Essayisten handeln – benutzt mit Sicherheit die Wendung vom „alten“ Fontane. Dieses Epitheton ist gleichsam mit seinem Namen verwachsen. In Wirklichkeit aber war Fontane unter den deutschen Wortkünstlern gar keine Ausnahme an „Langlebigkeit“. Wilhelm Raabe und Gustav Freytag starben im gleichen Alter wie er und Friedrich Spielhagen oder auch Gerhart Hauptmann erreichten eine noch höhere Anzahl von Lebensjahren. Als „der Alte“ aber wird bei Lesern und Literaturhistorikern nur Fontane empfunden.

Sein Schaffensweg ist ungewöhnlich. Schon in jungen Jahren erkannte er seine Bestimmung, begann Mitte der dreißiger Jahre zu schreiben und erwies sich im Verlauf von mehr als vier Jahrzehnten als ein sehr produktiver Autor vieler Reportage-Bände kulturgeschichtlichen und publizistischen Inhalts. Als Verfasser von Balladen, von denen einige in alle Chrestomastien Eingang gefunden haben, war er von besonderer Bedeutung. Und doch war diese unentwegte literarische Tätigkeit eines knappen halben Jahrhunderts nichts weiter als ein ungewöhnlich ausgedehntes Präludium zu dem Eigentlichen, das zu erfüllen ihm noch oblag. Seinen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur und des europäischen Realismus des 19. Jahrhunderts erreichte Fontane erst mit den Werken, die er im Alter geschrieben hat. Seinen ersten Roman „Vor dem Sturm“ beendete er an der Grenze zum sechsten Lebensjahrzehnt; seine berühmtesten Kostbarkeiten fallen in eine noch spätere Zeit.

Es ist ein Ausnahmefall in der Literaturgeschichte, daß Reife und Höhepunkt im Schaffen erst erreicht werden, wenn der Schriftsteller seinen Zenit in der Regel schon überschritten hat und seine Werke meist von einer Einbuße des Talents zeugen. Diese späte Verarbeitung langjähriger Beobachtungen und Erfahrungen war zwangsläufig: Bevor Fontane seine Romane und Erzählungen schrieb, die in ihrer Gesamtheit so etwas wie eine „menschliche Komödie“ des Bismarck-Deutschlands darstellen, war er jahrzehntelang gezwungen gewesen, freudlose journalistische Tagelöhner-Arbeit zu verrichten. Nachdem er in den fünfziger und sechziger Jahren das bittere Los eines „Tintensklaven“ der konservativen Regierungspressen ausgekostet hatte, schrieb Fontane 1891 in seinem Artikel „Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller“: „Aus diesem Geld-Elend resultiert dann das Schlimmere: der Tintensklave wird geboren.“¹

Die Wendung vom „alten Fontane“ konstatiert übrigens nicht nur die elementare Tatsache, daß die bedeutendsten Werke dieses Schriftstellers in vorgerücktem Alter entstanden sind. Die Werke selbst tragen in der Darstellung und Beurteilung menschlichen Verhaltens, in der ganzen Lebensauffassung und in der Art des Humors deutlich den Stempel der Reife. Nüchtern und illusionslos werden menschliche Leidenschaften und gesellschaftliche Zustände betrachtet; eine gewisse Versöhnlichkeit ist unverkennbar. Jugendlicher Radikalismus hat sich in Duldsamkeit verwandelt und Lebensweisheit tritt mitunter in Form olympischen Gleichmuts auf.

Der bekannte deutsche Kritiker Paul Rilla hat Fontanes spätes Schaffen so umrissen: „Daß Fontane gezwungen wurde, gegen sein eigenes preußisch-konservatives Empfinden zu handeln, daß er die Notwendigkeit des Untergangs seines mit ironischen Vorbehalten geliebten märkischen Adels sah und die Ordnung der preußischen Welt als eine Konvention schildert, deren Beschränktheit kein besseres Schicksal verdient; und daß er Tüchtigkeit, seelische Größe und Zukunft dort sah, wo der Hochmut der neudeutschen Gesellschaft sich entrüstet abwandte, — das ist zu

betrachten als einer der größten Triumphe des Realismus und als einer der großartigsten Züge des alten Fontane.“²

Es ist leicht zu bemerken, daß die angeführte Charakteristik den Worten von Friedrich Engels über Balzac (im Brief an Margaret Harkness von Anfang April 1888) sehr nahe kommt. Engels hatte damals geschrieben: „Daß Balzac so gezwungen war, gegen seine eigenen Klassensympathien und politischen Vorurteile zu handeln, daß er die Notwendigkeit des Untergangs seiner geliebten Adligen *sah* und sie als Menschen schilderte, die kein besseres Schicksal verdienen; und daß er die wirklichen Menschen der Zukunft dort *sah*, wo sie damals allein zu finden waren – das betrachte ich als einen der größten Triumphe des Realismus und als einen der großartigsten Züge des alten Balzac.“³

Natürlich hat Fontane in seiner Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft die Universalität und Tiefe der Verallgemeinerung eines Balzac nicht erreicht. Die Schriftsteller unterscheiden sich auch durch ein ungleiches Maß an Talent. Die nationalen und historischen Gegebenheiten, aus denen ihr Schaffen wuchs, und die ihren Möglichkeiten auf verschiedene Weise Grenzen setzten, sind nun einmal nicht kongruent. In Fontanes Romanen begegnen wir weniger dramatischen Konflikten und nicht so starken Charakteren und heftigen Leidenschaften wie bei Balzac. Und doch hat das Nebeneinander dieser beiden Namen einen Sinn: Balzac und Fontane standen in vieler Hinsicht vor ähnlich gearteten gesellschaftlichen und historischen Problemen; sie suchten auf ähnlichen Wegen eine Lösung und kamen in manchen Fällen zu analogen Schlüssen.

Fontanes Romane und Erzählungen beinhalten in ihrer Gesamtheit die Geschichte der deutschen Gesellschaft während der Jahrzehnte nach der Einigung Deutschlands „von oben“. Skeptisch und mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte der Schriftsteller die schnellen Veränderungen des Kaiserreichs, das sich – ungestüm auf dem Weg der kapitalistischen Entwicklung dahingleitend – auf das entscheidende Gefecht zur Neuverteilung der Welt vorbereitete. In seinen Briefen und im Tagebuch kommentierte und kritisierte Fontane beständig die Politik der deutschen Regierung, aber noch mehr als diese erregte ihn ihr schädlicher Einfluß auf die Persönlichkeit des Einzelnen und auf den geistigen und sittlichen Zustand der Gesellschaft.

Jahrelang galt die Hauptklage in Fontanes Briefen der chauvinistischen Überheblichkeit und der militaristischen Verblendung der herrschenden Klassen, der erstaunlichen Verbindung von Kriecherei und Kastenhochmut, der Gewinnsucht und dem kalten, herzlosen Karrierismus. Und dies war tatsächlich das Hauptübel, aus dem sich alle anderen Mißstände ableiteten. Fontane schrieb am 25. August 1891 an seine Tochter Martha: „Das Bourgeoisgefühl ist das zur Zeit maßgebende... ich hasse das Bourgeoishafte mit einer Leidenschaft, als ob ich ein eingeschworner Sozialdemokrat wäre.“⁴

Menschliche Werte, die in der Welt des Bourgeois verachtet wurden, suchte Fontane in einem anderen Lager. Häufig bekannte er seine Sympathien für die Vertreter des Adels, seine Zuneigung für den Junker als einen bestimmten Typus. In einem Brief an seine Frau vom 9. Juli 1884 heißt es, daß die brandenburgischen Junker und die Dorfpastoren ungeachtet ihrer großen Fehler sein Ideal, seine stille Liebe seien. Diese „stille Liebe“ äußert sich (gemeinsam mit der Kritik der „großen Fehler“) auf komplizierte Weise in seinem Schaffen. Ungeachtet seines Hasses gegen den vulgären Geldparvenü und seiner Sympathie für den Adel war Fontane fest überzeugt, daß die historische Entwicklung nicht rückgängig zu machen war; er glaubte nicht an die patriarchalische Idylle der „guten, alten Zeit“, sondern war sich bewußt, daß derartige reaktionäre Ideale zum Untergang verurteilt waren. Im Unterschied zu vielen seiner Zeitgenossen, z. B. zu Wilhelm Raabe, enthielt er sich jeder Idealisierung der vorkapitalistischen Lebensformen. Er empfand keine Abscheu vor der Zivilisierung der Stadt, sondern begrüßte im Gegenteil den Fortschritt und verurteilte Menschen, Stände und Klassen, die die Forderungen der Zeit nicht begreifen konnten oder wollten.

Fontanes Verständnis für die kapitalistische Entwicklung war von einer Ablehnung der Bourgeoisie begleitet; seine Vorliebe für den Adel kollidierte mit seiner historischen Erkenntnis. Zwar treten neben Junkern, die den politischen Rücktritt verkörpern, in seinen Romanen oft Adlige von ganz besonderer Art auf – großmütig, einfach, natürlich und von einem bedingten „Demokratismus“. Es sind weiße Raben unter den Junkern – Sonderlinge, Originale, mitunter sogar Abtrünnige. Fontane wußte jedoch, daß sie nicht typisch für ihren Stand sind, denn er faßte den Grundgedanken seines Romans „Der Stechlin“ in einem Brief an Carl Robert Lessing vom 8. Juni 1896 in die Worte: „Gegenüberstellung von Adel, wie er bei uns sein sollte und wie er ist.“⁵

Die wahrheitsgemäße Darstellung des Adels, „wie er ist“, war zweifellos einer „der größten Siege des Realismus“ im Schaffen des alten Fontane. Dieser Sieg ist jedoch nicht spontan oder unbewußt. Fontanes Briefe aus seinen letzten Lebensjahren sind voll von Ausfällen gegen den Adel und die maßlose Konzentration politischer Macht in dessen Händen. Am 22. August 1895 schrieb der Dichter z. B. an seine Tochter: „Die Menschheit fängt nicht beim Baron an, sondern nach unten zu, beim vierten Stand; die drei andern können sich begraben lassen.“⁶ Noch deutlicher kommt dieser Gedanke in Fontanes Brief an seinen englischen Freund James Morris vom 22. Februar 1896 zum Ausdruck. Der Zeitung der unabhängigen englischen Arbeiterpartei, dem „Labor Leader“, sein Lob zollend, schrieb er: „Alles Interesse ruht beim vierten Stand. Der Bourgeois ist furchtbar, und Adel und Klerus sind altbacken, immer wieder dasselbe. Die neue, bessere Welt fängt erst beim vierten Stande an... das, was die Arbeiter denken, sprechen, schreiben hat das Denken, Sprechen und Schreiben der altregierenden Klassen tatsächlich überholt, alles ist viel echter, wahrer, lebensvoller. Sie, die Arbeiter, packen alles neu an, haben nicht bloß neue Ziele, sondern auch neue Wege.“⁷

Die Erkenntnis, daß die Zukunft der Arbeiterklasse gehört, die Fontane — zum Unterschied vieler seiner Zeitgenossen — ohne Vorgefühl eines „Untergangs der Kultur“ und ohne Furcht vor einem „Triumph der Barbarei“ erlangte, zeugt von einem so hohen Niveau geschichtlichen Denkens, wie kein anderer Vertreter des Realismus des 19. Jahrhunderts es erreichte. Zur Arbeiterklasse überzugehen vermochte Fontane allerdings nicht.

Fast alle Werke Fontanes sind einem Thema gewidmet, das einen der Aspekte des Hauptthemas des kritischen Realismus darstellt, nämlich dem Konflikt zwischen Individuum und Gesellschaft. In seinen Romanen geraten Angehörige der höheren Gesellschaftsschichten in ihrer Sehnsucht nach Glück mit den Sitten, Traditionen und Normen ihrer Klasse in Widerspruch. Sie fürchten krasse Ausgänge und entschließen sich nicht, mit ihrem Milieu zu brechen. Fontanes Helden sind keine Kämpfer, die die bestehende Ordnung zerstören oder ändern wollen, sondern in der Mehrzahl schwache Naturen, die vor der Macht der Vorurteile zurückschrecken, vor den „Zwängen“ und Forderungen ihrer Klasse kapitulieren, sich versöhnen oder freiwillig aus dem Leben scheiden.

Fontanes tiefe Sympathie für den „vierten Stand“ fand auch in seinem Schaffen Ausdruck. In allen seinen Werken treten Plebejer auf, die den „Herren“ moralisch überlegen sind. Frei von der Tyrannei gesellschaftlicher Forderungen und von dem Kodex verlogener Ehre überragen sie die Vertreter aus dem Adel und der Bourgeoisie an Natürlichkeit, Güte, Ehrlichkeit und Moral. Aber selbst Fontanes Plebejer-Gestalten gehören zu den „sanften“ Naturen. Ihre Tugenden sind Wahrhaftigkeit und Bescheidenheit sowie das Fehlen von Prätensionen, die über ihre soziale Lage hinausgehen.

Wissensdurst und eine realistische Beobachtung des Lebens halfen Fontane, in viele dunkle Seiten seiner Gegenwart Licht zu bringen. Vor den Widersprüchen, die er nicht zu lösen vermochte, blieb er zwangsläufig stehen. Aus seinen Werken spricht Kritik und Ablehnung der bürgerlichen Gesellschaft im deutschen Kaiserreich, aber auch die Unfähigkeit, sich für eine revolutionäre Umgestaltung des Lebens zu entscheiden.

Fontanes erster epischer Versuch „Vor dem Sturm“ (1878) zeugt noch von der Unerfahrenheit des Schriftstellers. Nachdem er viel Zeit und Arbeit an den Roman gewendet hatte, erkaltete der Autor schließlich selbst gegen ihn und nannte ihn im Brief an seine Frau vom 16. Juni 1883 den Roman, von dem er immer vergäße, daß er ihn geschrieben habe. Ihm folgten die kleinen historischen Erzählungen „Grete Minde“ (1880) und „Ellernklipp“ (1881). Die Krone in der Gestaltung historischer Themen war 1883 „Schach von Wuthenow“. Hier verbinden sich reife Meisterschaft mit deutlich erkennbaren Zügen eines neuen demokratischen Weltbildes. In dieser Erzählung vollzieht sich der endgültige Bruch mit den konservativen altpreußischen Idealen.

Die in „Schach von Wuthenow“ beschriebenen Ereignisse spielen im Sommer 1806, in der Woche, die der Niederlage Preußens bei Jena vorausging. Die Handlung der Erzählung sowie die Gedanken und Aussprüche der auftretenden Personen sind von dem baldigen Untergang des durch und durch faulen Regimes durchweht. Diese Untergangsstimmung wird nicht nur durch Beschreibung der historischen Ereignisse erreicht, sondern auch durch Darstellung des privaten Lebens und der Charaktere von Menschen, die die typischen Züge ihrer Zeit und ihrer Gesellschaft tragen. „Schach von Wuthenow“ gehört zu den Werken, die – einem Ausdruck W. G. Belinskis zufolge – „den Zusammenhang der Geschichte mit dem persönlichen Leben“ aufdecken. „Der kleine Mann in den großen Stiefeln“ – diese tödlich treffende Bezeichnung gibt dem vornehmen Junker und altadligen preußischen Offizier Schach von Wuthenow sein Antagonist Bülow, der zum Teil des Autors alter ego darstellt. Doch mit dieser Bezeichnung spielt der kluge Beobachter und Kritiker seiner Zeit nicht nur auf Schach an. Nicht zufällig nennt er ihn „die Verkörperung der preußischen Beschränktheit“; das ganze hochnäsige, mit Ambitionen und Prätensionen angefüllte preußische Königreich, das baufällige Erbe Friedrichs II., war ein Staat „kleiner Leute in großen Schuhen“. Diese Leute, die ihre Schuhe größer trugen, als ihrem Wuchs entsprach, gaben sich Illusionen hin, hielten sich für die Vollstrecker der Geschicke Europas und waren überzeugt, „die Welt ruhe nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als der preußische Staat auf den Schultern der preußischen Armee“. In ihrer Blindheit sahen sie nicht, daß ihr Preußen und ihre Armee nach einem Ausspruch Mirabeaus „einer Frucht zu vergleichen war, die schon faul sei, bevor sie noch reif geworden“, daß ihre letzten Tage angebrochen waren.

Die Geschichte des Untergangs von Schach von Wuthenow ist die von symbolischem Gehalt erfüllte Vorgeschichte des Untergang des alten Preußens. Schach wird ein Opfer seiner verlogenen Ehrbegriffe und seiner Leidenschaft für äußeren Glanz und Flitter, die er mehr schätzt als geistige und moralische Werte. An derselben Krankheit litt auch das feudal-absolutistische Preußen. Als Resümee des Autors heißt es am Schluß der Erzählung durch den Mund Bülows am Vorabend der Schlacht bei Jena: „Der Krieg ist erklärt. Und was das bedeutet, steht in aller Deutlichkeit vor meiner Seele. Wir werden an derselben Welt des Scheins zugrunde gehen, an der Schach zugrunde gegangen ist.“⁸

In den Jahren, als Fontane mit „Schach von Wuthenow“ den Zyklus seiner historischen Romane beendete, arbeitete er gleichzeitig an seiner ersten Erzählung über ein zeitgenössisches Thema: „L'Adultera“ (1882). Der hier gestaltete Hauptkonflikt, der schon in „Schach von Wuthenow“ angeklungen hatte, zieht sich wie ein roter Faden durch alle späteren Romane und Erzählungen Fontanes: der Zusammenstoß des Einzelnen mit der Despotie gesellschaftlicher Normen, mit der allem Glück feindlichen Macht falscher Moral und verlogener Ehrbegriffe. Wir begegnen immer wieder demselben Sujet: Der Held oder die Heldin, die ein Gefühl verbindet, geraten in Widerspruch zu den Traditionen, Gewohnheiten

und Vorurteilen ihrer Klasse; die grausame Macht der überlieferten Normen besiegt den Elan der Helden. Im Gegensatz zu Fontanes späteren Erzählungen gelingt es der Hauptgestalt in „L'Adultera“, Melanie van der Straaten, den ungeliebten Ehemann und die Familie zu verlassen und an der Seite eines geliebten Mannes ein neues Leben zu beginnen und die Achtung ihrer Mitmenschen zu gewinnen. Eine bedeutende künstlerische Leistung vollbringt Fontane in dieser Erzählung in der Gestaltung des Ehemanns von Melanie, des Kommerzienrats van der Straaten, eines Mannes, der „an der Börse bedingungslos galt, in der Gesellschaft nur bedingungsweise“. In der psychologischen Darstellung van der Straatens zeigt sich deutlich sein sozialer Typus: seine Stellung im Leben und in der Gesellschaft wird nicht durch seine Eigenschaften, sondern nur durch sein Geld bestimmt. Hier offenbart sich die gegen die Bourgeoisie gerichtete Spitze des Romans, wie sie von nun ab alle Werke Fontanes durchzieht und in „Frau Jenny Treibel“ einen Höhepunkt erreicht.

Dem Thema und dem Sujet von „L'Adultera“ steht die Erzählung „Cécile“ (1886) nahe; in den achtziger Jahren beendete Fontane überdies die beiden Romane „Irrungen-Wirrungen“ (1888) und „Stine“ (1890). Sujetgrundlage des Romanes „Irrungen-Wirrungen“ ist die Liebesgeschichte des Gardeoffiziers Baron Botho von Rienäcker und der Näherin Lene Nimptsch. Hier macht sich schon ein besonderer Zug in Fontanes Schaffen bemerkbar, der in seinen späteren Werken noch ausgeprägter wird: das außerordentliche Interesse an Leuten „aus dem vierten Stande“. Neben Adligen, Kaufleuten, Offizieren und Beamten treten immer häufiger Näherinnen, Bedienstete, Kutscher und Gärtner auf, deren Güte, Menschlichkeit, Humor, Natürlichkeit und Einfachheit sie ihrer Herrschaft überlegen sein lassen.

Botho ist nicht irgendein abgeschmackter Verführer; er liebt Lene aufrichtig, ist wohlwollend und einfach und gehört keineswegs zu den schlechtesten Vertretern seines Standes. Aber wie er im Vergleich zu Lene charakterschwach und träge ist, so ist er auch egoistisch in der Liebe. In Lenes moralischer und willensmäßiger Überlegenheit ist auch eine soziale Überlegenheit enthalten. Die Vertreter des Plebejertums sind dank der Bedingungen ihres Standes frei von den sinnlosen und unmenschlichen Vorurteilen, den verlogenen Begriffen von Ehre und Pflicht und anderen grausamen Fetischen, denen sich die Vertreter der „höheren“ Gesellschaft freiwillig oder unfreiwillig beugen müssen.

Und dennoch, gleichzeitig mit diesen Schlußfolgerungen, die mehr als kritisch sind im Hinblick darauf, was gesellschaftlichen Führungsanspruch hat, zieht sich durch den ganzen Roman der Gedanke von der Notwendigkeit, Standesunterschiede zu bewahren, von der Verderblichkeit eines Anschlags auf die Traditionen und moralischen Stützen des bestehenden Verhältnisses zwischen den oberen und den unteren Klassen. Im Brief an Friedrich Stephany vom 16. Juli 1887 drückt Fontane den Hauptgedanken von „Irrungen-Wirrungen“ so aus: „Ja, Sie haben es

vorzüglich getroffen: 'Die Sitte gilt und muß gelten', aber daß sie's muß, ist mitunter hart. Und weil es so ist, wie es ist, ist es am besten, man bleibt davon und rührt nicht dran. Wer dies Stück Erb- und Lebensweisheit mißachtet — von Moral spreche ich nicht gern..., der hat einen Knacks fürs Leben weg."⁹

Es sieht so aus, als sei der Roman mit dem sechzehnten Kapitel zu Ende. Der Konflikt ist gelöst: Botho hat sich von Lene getrennt und Käthe von Sellenthin geheiratet. Die Verbindung auf Zeit zwischen dem Baron und der Näherin ist aus. Wozu noch die folgenden zehn Kapitel, in denen nichts Besonderes geschieht? Sind sie nicht überflüssig? Keineswegs! In der Konzeption des Autors sind diese zehn Kapitel sehr notwendig, weil sie zeigen sollen, daß nach der Trennung Bothos und Lenes, nach ihrer Rückkehr in das frühere Leben, „nichts Besonderes vor sich geht“. Die Helden erholen sich nach und nach von den durchstandenen Erschütterungen. Für Botho erweist sich die Ehe nicht nur als materiell vorteilhaft, sondern auch keineswegs als Belastung, denn seine Frau liebt ihn; sie ist schön und heiter und hat einen angenehmen Charakter. Auch für Lene findet sich ein guter Mann, der sie heiratet und dem Vergangenen keine Bedeutung beimißt. Von der Liebe der Beiden bleibt nichts als ein paar Erinnerungen. Der Leser ist überzeugt, daß der Sieg der altgewohnten Prinzipien nicht ins Chaos führt, sondern im Gegenteil zur Wiederherstellung der Ordnung im Leben der Helden. Die Komposition des Romans ist ein vollkommener Ausdruck der Absichten des Autors.

Eine weitere Besonderheit von „Irrungen-Wirrungen“ liegt darin, daß die Hauptthemen der Geschichte von parallel sich entwickelnden und miteinander verbundenen Varianten begleitet sind. So ist z. B. Lenes Geschichte durch die der Frau Dörr variiert. Die Dramatik von Lenes Schicksal, der Widerspruch zwischen der Reinheit ihrer Gefühle und ihrer in gesellschaftlicher Hinsicht zweideutigen Lage als Geliebte eines Aristokraten, wird durch verschiedene Beispiele hervorgehoben, die einerseits Lenes Geschick ähneln, andererseits in Kontrast zu ihm stehen. Die Freundin der Familie Nimpsch, Frau Dörr, war in ihrer Jugend die Maitresse eines alten Grafen. Lene erzählt: „Sie spricht davon, wie von einem unbequemen Dienst, den sie getreulich und ehrlich erfüllt hat, bloß aus Pflichtgefühl.“¹⁰ Lene ist keine Maitresse; sie erarbeitet ihren Lebensunterhalt mit ihren Händen und liebt Botho aufrichtig und uneigennützig. Und dennoch erkennt sie die Analogie dieses Falles zu dem ihren, auch wenn es sich um rein Äußerliches handelt, und spürt so das Erniedrigende ihrer eigenen Lage.

Noch deutlicher wird das Dramatische in Lenes Schicksal in der Picknick-Episode, in der Botho und Lene zufällig drei Offizieren mit ihren Geliebten begegnen. Diese Begegnung zerstört jäh die bis dahin vorherrschende lichte Atmosphäre gegenseitiger Liebe, die den Gedanken an ihre soziale Ungleichheit verdrängte. Lene erkennt beim Anblick ihrer unglücklichen Freundinnen, dieser habgierigen, vulgären, jeder Würde baren Maitres-

sen, ihr eigenes, wenn auch verzerrtes Bild. Erscheint sie, Lene Nimptsch, nicht in den Augen der anderen, vielleicht sogar in Bothos Augen, als ein ebensolches Wesen? Und Botho selbst zeigt sich in einem anderen, unerwarteten Licht: im Verein mit seinen Kameraden, diesen weltlichen Bonvivants, geht er auf einen lässig-ironischen Ton über, aus dem eine Mißachtung der „Damen“ und das Bewußtsein seiner standesmäßigen Überlegenheit herauszuhören ist.

Nur wenige Monate trennen „Irrungen-Wirrungen“ und die Erzählung „Stine“ voneinander; doch obgleich in letzterer dasselbe Problem behandelt wird und hier fast dasselbe Sujet zugrunde liegt, sind die Akzente ganz anders gesetzt. Ein vollkommen anderes Verhältnis des Autors zum „Vernünftigen“ und „Gerechten“ der bestehenden Ordnung kommt zum Ausdruck. Im Gegensatz zum idyllischen Finale von „Irrungen-Wirrungen“ endet „Stine“ tragisch: der junge Graf Waldemar von Haldern empört sich um seiner Liebe zu der jungen Strickerin willen gegen die überkommenen Gesetze. Doch ist er keine Kämpfernaut und endet durch Selbstmord.

In „Stine“ ist die Überlegenheit der Plebejer-Gestalten über die „Hochwohlgeborenen“ noch deutlicher als in Fontanes früheren Werken. Das zeigt sich weniger in der Heldin der Erzählung, als vielmehr in ihrer Schwester, der Witwe Pittelkow. Diese Figur ist künstlerisch äußerst gelungen, was Fontane selbst empfand und in dem Vierzeiler festhielt:

Will dir unter den Puppen allen
Grade „Stine“ nicht recht gefallen,
Wisse, ich finde sie selbst nur soso, —
Aber die Witwe Pittelkow!

Der 1892 erschienene Roman „Frau Jenny Treibel“ war das Ergebnis langjähriger Überlegungen. Schon am 9. Mai 1888, als er die ersten Skizzen dazu entwarf, drückte Fontane den Hauptgedanken des Romans in einem Brief an seinen Sohn Theo so aus: „Zweck der Geschichte: das Hohle, Phrasenhafte, Lügnerische, Hochmütige, Hartherzige des Bourgeoisstandpunkts zu zeigen, der von Schiller spricht und Gerson meint.“¹¹ Fast zehn Jahre später charakterisierte Fontane in seinen Memoiren die Leute mit „Geldsackgesinnung“ mit den Worten: „Alle geben sie vor, Ideale zu haben; in einem fort quasseln sie vom ‚Schönen, Guten, Wahren‘ und knicksen doch nur vor dem Goldnen Kalb... Jeder erscheint sich als ein Ausbund von Güte, während in Wahrheit ihr Tun nur durch ihren Vorteil bestimmt wird, was auch alle Welt einsieht, nur sie selber nicht. Sie legen sich vielmehr alles aufs Edle hin zurecht und beweisen sich und andern in einem fort ihre gänzliche Selbstsuchtslosigkeit. Und jedesmal, wenn sie diesen Beweis führen, haben sie etwas Strahlendes.“¹² Die gegen die Bourgeoisie gerichtete Kritik, die in solchen in den achtziger und neunziger Jahren bei Fontane häufig anzutreffenden Äußerungen enthalten ist, kennzeichnet auch die Richtung des Romans „Frau Jenny Treibel“; solche Äußerungen sind gewissermaßen Entwürfe zum Porträt der Hauptheldin.

Der Widerspruch zwischen „Schein“ und „Sein“, zwischen sichtbarer Reklame und dem verborgenen Wesen — ist der wesentlichste Zug im Charakter der Frau des Kommerzienrats, Jenny Treibel. In ihren Augen ist sie uneigennützig und ideal veranlagt und verachtet alles Niedrige, vor allem Geld und materiellen Wohlstand. Und diese Vorstellung von sich selbst will sie auch ihrer Umwelt suggerieren. Wer jedoch Jenny Treibel schon seit langem, schon als Fräulein Bürstenbinder, kennengelernt hat, läßt sich von ihr nichts vormachen. Für den Professor Willibald Schmidt, der, wenn er „nicht Professor wäre... am Ende Sozialdemokrat“ geworden wäre, ist sie „der Typus der Bourgeoisie“, „eine gefährliche Person, und um so gefährlicher, als sie's selbst nicht recht weiß und sich aufrichtig einbildet, ein gefühlvolles Herz und vor allem ein Herz ‚für das Höhere‘ zu haben. Aber sie hat nur ein Herz für das Ponderable, für alles, was ins Gewicht fällt und Zins trägt.“¹³

Die Gestalt Jenny Treibels führt den Leser in die Welt des Bourgeois, in eine unmenschliche Welt, in der das Geld über die Gefühle herrscht und in der auf materielle Vorteile zielende Berechnung das Schicksal der Menschen bestimmt. Jenny Treibel ist die am farbenreichsten gezeichnete Vertreterin dieser Welt, aber sie wird durch verschiedene andere Personen vervollständigt. So vor allem durch ihre Schwägerin Helene, die Tochter der Hamburger patrizischen Kaufmannsfamilie Munk, die sich auf ihr altes Geschlecht (besser auf die Firma!) etwas einbildet. Noch mehr als Jenny Treibel ist sie voller Überheblichkeit und Eitelkeit und bis zur Abnormität auf Etikette bedacht. Ihr Kaufmannsstolz ruht auf dem widerlichen Prinzip, den Wert eines Menschen nach dem Gewicht seines Geldbeutels zu messen. Daher rührt auch Jennys und Helenes prahlerischer Hochmut und der lächerliche Kampf der „Dynastien“ der Treibels und der Munks, der von giftigen Bemerkungen an die Adresse der „Treibels“ und der „Hamburger“ begleitet ist. Diese Sticheleien hören jedoch auf, sowie den gemeinsamen kommerziellen Interessen der beiden Firmen Gefahr droht. Angesichts einer möglichen Ehe des jüngsten Treibel mit Corinna Schmidt erlischt der Streit um die kaufmännische Überlegenheit und die Feinde von gestern werden Verbündete.

Der Kommerzienrätin Treibel und den um sie gruppierten Personen sind Willibald Schmidt, seine Freunde und Kollegen sowie seine Hausgenossen, insbesondere Corinna, gegenübergestellt. Gewiß, der alte Professor, dem der Autor seine eigenen Gedanken in den Mund legte, gehört zu den kompromißbereiten Naturen. Er bewahrt zwar seine Unabhängigkeit in Bezug auf die Götzen der Bourgeoisie; Menschen vom Typ Jennys durchschaut er und charakterisiert sie unerbittlich. Doch findet er Genüge im Bewußtsein seiner moralischen Überlegenheit: er ist ein Räsonneur, aber kein Kämpfer, er ist voller Ironie, aber ohne Zorn, der zum entscheidenden Handeln zwingen würde.

Doch gibt es im Hause der Schmidts einen Menschen, dessen Moralbegriffe einen natürlichen Übergang zum Handeln bilden. Das ist die Haushälte-

rin des Professors, die tapfere Witwe des Berliner Polizisten Schmolke. Was Corinna nicht vom Vater, der die Position des Nichteinmischens innehat, überliefert bekommt, gibt ihr die gute Schmolke, deren Humanität und ethische Forderungen in Erstaunen setzen. Corinnas Intellekt entwickelt sich unter dem Einfluß des Vaters, aber ihr moralisches Empfinden wird von dieser an inneren Werten reichen Frau gebildet. Sie hilft Corinna aus der verworrenen Lage heraus. Aus der Schmolke spricht der gesunde Sinn und die Moral der einfachen Menschen.

Im Anschluß an „Frau Jenny Treibel“ beendete Fontane nach sehr kurzer Zeit die „Poggenpuhls“ (1892). Beide Romane stehen in der künstlerischen Absicht und im Thema miteinander in Wechselbeziehung, da jeder die oberen Stände des deutschen Imperiums darstellt. Im ersten Roman verspottet Fontane die Bourgeoisie, im zweiten gibt er ein kritisches Bild des Adels. Allerdings war Fontanes Beziehung zum Adel komplizierter als sein Verhältnis zur Bourgeoisie. Die Treibels zeichnet er ohne eine Spur von Mitgefühl; bei der Darstellung der Poggenpuhls wandelt sich die scharfe Satire oft in gutmütigen Humor. Wie Balzac bewahrte Fontane eine gewisse Sympathie für manche Vertreter des Adels, für ihre Traditionen und ihre Kultur. Besonders deutlich zeigt sich dies in der Gestalt des ehrenhaften und großmütigen Generals a. D. Eberhard von Poggenpuhl, eines Nachfolgers solcher Figuren wie Bamme in „Vor dem Sturm“ oder Baron Osten in „Irrungen-Wirrungen“. Doch zeigt Fontane genau wie Balzac mit realistischer Deutlichkeit den hoffnungslosen Zerfall des konservativen Adels, seine historische Überlebtheit und die Unmöglichkeit einer Wiederkehr feudaler Lebensformen.

Das Nichtübereinstimmen von standesgemäßen Prätensionen mit den mehr als bescheidenen Mitteln, die Verbindung aristokratischen Stolzes mit erniedrigender Armut, die häusliche „Siegesallee“ – nämlich die Porträtgalerie der Vorfahren – einerseits und das Fehlen des Geldes für ein Eisenbahnbillet dritter Klasse andererseits – all das ist Ursache der komplizierten und unbeständigen Tonalität der Erzählung, des Übergangs von Szenen, die von Elegie durchweht sind, zu Situationen voll grotesker Komik. Der Autor erkennt durchaus die lächerlichen Seiten aristokratischer Prätensionen, den Anachronismus mottenzerfressener junckerlicher Ideale, die Museumsreife ihrer Traditionen und Lebensformen. Und Fontane sieht auch etwas anderes: ein Sich-dem-Gang-der-Zeit-Entgegenstellen kann nicht von langer Dauer sein, der Prozeß der Deklassierung des Adels schreitet fort. Darin liegt der Sinn der Episode mit von Klessentin, der die traditionelle Offizierskarriere mit der eines zweitrangigen Schauspielers vertauscht hat. Wer in seinen Anschauungen verharrt und nichts dazugelernt hat, wie Therese, ist zum Untergang verurteilt, während ihre Schwestern Sophie und Manon, kluge Mädchen ohne Anmaßung und Hochmut, einen neuen, von der Notwendigkeit diktierten Weg beschreiten.

Von 1890 bis 1894 schrieb Fontane gleichzeitig mit anderen Werken den Roman „Effi Briest“. Auf der Suche nach Handschriften fand Fritz

Behrend sieben (wenn auch nicht vollständige) Redaktionen des Romans. Von Etappe zu Etappe vertiefte und verbesserte Fontane die Charakteristik seiner Gestalten, veränderte den Handlungsort und das Kolorit des Ganzen. Als der Roman 1894/95 erschien, wurde er von der Kritik begeistert aufgenommen und erfuhr bald viele Neuauflagen. „Der erste wirkliche Erfolg, den ich mit einem Roman habe“, schrieb der Dichter 1895 in sein Tagebuch.¹⁴

Mit „Effi Briest“ erreichte Fontane den Höhepunkt seines Schaffens; der Roman erwies sich aber auch als der Gipfel des deutschen Realismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dieser Roman hat die gesamte künstlerische Erfahrung in sich aufgenommen, die Fontane – angefangen mit „Schach von Wuthenow“ und endend mit dem Roman „Die Poggenpuhls“ gesammelt hat. Er beinhaltet die schärfste soziale Kritik und in ästhetischer Hinsicht die vollendetste Bewältigung der Themen, Ideen und Konflikte, die der Dichter in verschiedenen Aspekten in seinen Werken der achtziger und neunziger Jahre verarbeitet hat.

Manche Motive aus „Effi Briest“ sind schon in „L'Adultera“ und „Cécile“ enthalten; einzelne Episoden sind sogar unter Beibehaltung von Details übernommen worden. Diese Kontinuität wird noch sichtbarer hinsichtlich der Probleme, denen der Schriftsteller in „Effi Briest“ eine zentrale Stellung gab: verlogene und aufrichtige Ehre, die Haltung von Menschen in ihrer Beziehung zu gesellschaftlichen Forderungen und Lebensregeln, die die Moral der herrschenden Klassen diktiert. Diese Probleme ziehen sich durch Fontanes gesamtes Schaffen; sie werden in dem Roman „Irrungen-Wirungen“ und in den Erzählungen „Schach von Wuthenow“ und „Stine“ besonders deutlich.

Der Roman „Effi Briest“ blieb der Gipfelpunkt im Schaffen Fontanes. Nach ihm schrieb er in den wenigen Jahren, die ihm noch verblieben, zwei Bände Memoiren und den Roman „Der Stechlin“, von dem er nur noch den Vorabdruck in „Über Land und Meer“ erlebte. Sich noch einmal auf die Höhe von „Effi Briest“ zu erheben, war ihm nicht vergönnt.

Die tiefe Enttäuschung über die gesellschaftlichen Zustände und die moralischen Gepflogenheiten im deutschen Kaiserreich, die so deutlich im künstlerischen Schaffen des alten Fontane zutage treten, und die allmählich sich herausbildende Überzeugung, daß die Zukunft der Arbeiterklasse gehört, riefen im Dichter ein zwar widersprüchliches, doch starkes Interesse für den Volksaufstand hervor. Immer häufiger dachte er über die Perspektiven einer sozialen Revolution nach. Ausdruck hierfür ist sein Vorhaben, einen historischen Roman über die Vitalienbrüder unter Klaus Störtebecker im 14. Jahrhundert, betitelt „Die Like-deeler“, zu schreiben. Fontane gelang es nicht mehr, dieses Vorhaben zu verwirklichen, aber viele Erwähnungen in Briefen und im Tagebuch sowie Entwürfe geben Kunde von dieser Absicht. Im Unterschied zu früheren Geschichtsschreibern wollte Fontane keine Piraten und Plünderer, sondern die soziale Bewegung der kommunistischen „Gleichteiler“ beschreiben. Nach seiner Aussage zog ihn vor allem die „sozialdemo-

kratische Aktualität“ des Themas an. Die Schilderung der Massenhinrichtung der Aufständischen 1402 in Hamburg schloß in einem Entwurf von 1883 mit Worten, die zweifellos vom „Kommunistischen Manifest“ inspiriert waren: „Das Gespenst, das in Marienhafte umgeht. Das ist Klaus Störtebeker, der in Marienhafte umgeht. Aber durch die Welt geht das Gespenst der Likedeeler.“¹⁵

In unvergleichlich höherem Maße als irgendeiner seiner Zeitgenossen hat Fontane das Provinzielle des deutschen kritischen Realismus überwunden. Ohne Illusionen über das Althergebrachte und frei von reaktionären Utopien begrüßte er alles Fortschrittliche, erkannte die Verderbtheit der damaligen Gesellschaftsordnung und erwartete eine neue, bessere Welt durch Aktivität des vierten Standes. Er fand die Kraft, das Sturmeswehen der Geschichte, mit dem das Alte hinweggefegt wird, zu begrüßen. Wenn auch die mutigen und weitsichtigen Äußerungen in Fontanes privaten Briefen sich nicht direkt in seinen Werken widerspiegeln, so enthalten doch die besten von ihnen ein ungewöhnlich realistisches Bild der alten Welt, die unausbleiblich dem Untergang geweiht war.

In diesem Sinne ist in Fontane der Übergang vom alten kritischen Realismus zum Realismus des 20. Jahrhunderts verkörpert. Thomas Mann, der Fontanes Werke gut kannte und sie verehrte, ist sein unmittelbarer Nachfolger. Fontanes Hauptthema, das Thema der Entartung und des Zerfalls der bürgerlich-adligen Welt, ging auf Thomas Mann über. Vor allem durch ihn, später auch durch Georg Hermann, Hans Fallada und einige andere ging das fruchtbringende Erbe Fontanes in den deutschen Realismus unserer Tage ein.

Anmerkungen

Das russische Original dieses Artikels vgl. in der Einleitung zu: Teodor Fontane, *Sach von Vutenov. Puti-Pereput'ja. Gospoza Zenni Trajbel'* (Theodor Fontane, *Schach von Wuthenow. Irrungen-Wirrungen. Frau Jenny Treibel*), Moskau 1971, S. 3-24.

- 1 Th. Fontane, Die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller. In: *Schriften zur Literatur*. Hg. von H.-H. Reuter, Berlin 1960, S. 117.
- 2 Paul Rilla, Fontanes erzählerisches Spätwerk. In: *Essays*, Berlin 1955, S. 162.
- 3 Marx/Engels, *Werke*, Band 37, Berlin 1967, S. 44.
- 4 Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgew. von G. Erler, Band 2, Berlin und Weimar 1968, S. 300.
- 5 Ebenda, S. 398.
- 6 Ebenda, S. 379.
- 7 Ebenda, S. 395 f.
- 8 Th. Fontane. *Schach von Wuthenow*. In: *Romane und Erzählungen in acht Bänden*, Berlin und Weimar 1969, Band 3, S. 393, 377 und 507.
- 9 Fontanes Briefe in zwei Bänden, Band 2, S. 168.
- 10 Th. Fontane, *Irrungen-Wirrungen*. In: *Romane und Erzählungen in acht Bänden*, Berlin und Weimar 1969, Band 5, S. 33.
- 11 Fontanes Briefe in zwei Bänden, Band 2, S. 33.
- 12 Th. Fontane, *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: *Sämtliche Werke*, Band XV, München: Nymphenburger Verlagshandlung 1967, S. 14.
- 13 Th. Fontane, *Frau Jenny Treibel*. In: *Romane und Erzählungen in acht Bänden*, Berlin und Weimar 1969, Band 6, S. 430 und 345 f.
- 14 *Das Fontane-Buch*. Hg. von Ernst Heilborn, Berlin 1921, S. 193.
- 15 Th. Fontane, *Sämtliche Werke*. Bd. 5, München: Carl Hanser, 1966, S. 1097.

Hans-Joachim Konieczny (Anröchte)

Theodor Fontane und „Westermann's illustrierte deutsche Monats-Hefte“ *

Ein Beispiel für Fontanes Erzählwerk in zeitgenössischen Zeitschriften.

Das Thema „Fontanes Erzählwerk in zeitgenössischen Zeitschriften“ wird in nachfolgenden Ausführungen abrißhaft erörtert. Es sollen in knapper Form die außerliterarischen Bedingungen des Vorabdrucks der Erzählwerke Fontanes dargestellt und an dem Beispiel der Beziehungen des Dichters zu den in Braunschweig erscheinenden „Westermanns illustrierten deutschen Monatsheften“ konkretisiert werden.¹

Es ist bekannt, daß Fontane die Mehrzahl seiner nach 1878 publizierten Erzählwerke zunächst in Presseorganen erscheinen ließ, um sie danach in Buchform auf dem literarischen Markt veröffentlichen zu können.²

Diejenigen Presseorgane, in denen Fontane seine Erzählwerke einem breiten Publikum vorstellen ließ, lassen sich folgendermaßen gruppieren:

1. Monatsschriften („Nord und Süd“, „Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte“, „Deutsche Rundschau“)³
2. Unterhaltungs- und Familienzeitschriften (u. a. „Über Land und Meer“ [Deutsche Romanbibliothek], „Die Gartenlaube“)⁴
3. Tageszeitungen („Vossische Zeitung“)⁵

Die den genannten Blättern immanenten periodikalischen Gesetzmäßigkeiten und die Charakteristika ihrer auf spezifische Leserschichten zugeschnittenen programmatischen Aussagen des von ihnen repräsentierten literarischen Geschmacks erlauben die These, daß genannte Faktoren den Vorabdruck literarischer Werke beeinflussten, und Schriftsteller diese Prämissen zu beachten hatten.

Der beschriebene Zusammenhang muß um den ökonomischen Aspekt der Vorabdruckpraktiken literarischer Werke ergänzt werden. Er bildet gewissermaßen die Folie des konkretisierbaren Gesetzes von Angebot und Nachfrage des literarischen Marktes im ausgehenden 19. Jahrhundert. Das Zusammenwirken genannter Faktoren ließe sich – ergänzt um andere Bedingungen – als literarische Interaktion definieren, in der auch das literarische Schaffen Theodor Fontanes eingebunden war.

Konrad Telmann, Schriftsteller und Kritiker, beurteilte die Funktion des Vorabdrucks aus der Perspektive seines eigenen Schaffens, wenn er betont: „Soll die Tätigkeit eines Romanschriftstellers überhaupt pekuniäre Erträgnisse liefern, so muß derselbe heute jeden Roman, jede Novelle in einer Zeitung veröffentlichen, ehe er sie in Buchform herausgibt.“⁶

Eine Begründung dieser Situation, die mit der expansiven Entwicklung der Zeitschriften im 19. Jahrhundert in Erscheinung trat, versucht Hans

* Original-Titel aus dem Jahre 1881

ehe er sie in Buchform verlegen ließ, in seinem Aufsatz: „Soll der Dichter einen bürgerlichen Beruf haben?“⁷ Seine Antwort lautet: „Die Zeiten haben sich geändert. Die Verwertung dichterischer Erzeugnisse ist wie die aller übrigen dem Gesetz von Aus (!) gebot und Nachfrage unterworfen.“⁸

Hopfen erkannte ebenso wie Fontane die Faktoren und Gesetzmäßigkeiten, die die literarische Produktivität der Schriftsteller beeinflussten und am literarischen Markt dominierten. Er wies auf zweierlei hin: 1. auf die Situation des deutschen Buchhandels und 2. auf die geschmackbildende und geschmackbestimmende Funktion der Periodika als Faktoren literarischen Lebens.

Der Buchhandel – so skizzierte Hopfen dessen Marktsituation – konnte nur vor Weihnachten Verkaufserfolge erzielen, da zu diesem Zeitpunkt der deutsche Leser „als Vater, Onkel, Vormund, Bräutigam oder Hausfreund zu seinem Sortimenter (geht) und fragt ‚was gibt’s zum Feste Neues von dem oder jenem, deren jüngste Bücher wir schon seit Jahren zu verschenken gewohnt sind‘“.⁹ Materielle Einkünfte konnten sich nur solche Autoren sichern, denen es gelungen war, breite Leserschichten über die Verbreitungsorgane Zeitschrift oder Zeitung mit ihren hohen Auflagenziffern anzusprechen.¹⁰

Der Vorabdruck eines literarischen Werkes in der Periodika wurde von den Instanzen Redakteur und Verleger sowie Herausgeber in aller Regel im Hinblick auf die literarische Kontinuität der von ihnen produzierten und zu verkaufenden Ware unter wesentlich anderen Gesichtspunkten betrachtet als eine Buchpublikation.

Das Verhältnis Zeitschriftenvorabdruck und Buchveröffentlichung beschrieb Adolf Glaser, Redakteur der in der Braunschweig erscheinenden „Westermanns illustrierten deutschen Monatshefte“ anlässlich einer von Paul Heyse angebotenen und akzeptierten Novelle: „... Wollte er die Sache nicht tragisch ausführen, so mußte doch durchklingen, daß es sich hier nicht um ein Vorurteil, sondern um einen Paragraphen des Strafgesetzes (sic!) handelt. In einem *Buch* ist es gewagt, derartig einschneidende Fragen mit so wenig Ernst vorzutragen.“¹¹

Damit ist zum Ausdruck gebracht, daß die Publikation eines Werkes in einem Periodikum in außerordentlichem Maße dem Kriterium der geschmacklichen Ausrichtung der jeweiligen Zeitschrift unterworfen war. Skizzierte Rahmenbedingungen waren für Fontanes literarisches Schaffen verbindlich. Deren Konsequenzen auf die Struktur, den Gehalt und die Thematik der Erzählwerke Fontanes ist einer eingehenden Untersuchung vorbehalten.

Um den hier nur andeutungsweise erwähnbaren Problemzusammenhang zu beleuchten, sei auf Fontanes kritische Aussagen hingewiesen. Fontane kritisiert ironisch die Eingriffspraktiken in sein literarisches Werk seitens der Redaktionen und Verleger.

An Julius Rodenberg, in dessen Zeitschrift „Deutsche Rundschau“ Fontanes Altersromane als Vorabdruck erschienen, richtete Fontane in Rückschau auf sein literarisches Schaffen die Zeilen: „ich (will) ... Gelegenheit nehmen, Ihnen noch einmal zu danken, daß Sie der armen Effi Briest nicht bloß eine Stätte gegeben, sondern ihr auch so viel Liebes bewiesen haben und ganz ohne ‚wenn‘ und ‚aber‘. Ich glaube, ich habe es Ihnen schon früher ausgesprochen, aber ich muß es doch noch einmal tun, welche Befriedigung, ja geradezu welches Glück es mir bereitet hat, in meinen alten Tagen in Ihrer ‚Rundschau‘ seßhaft geworden zu sein, wobei Sie seßhaft (dessen strengste Form der ‚Kleber‘ ist) nicht zu wörtlich streng zu nehmen haben. Ach, was habe ich unter den Plätzen gelitten, auf denen ich mich früher einzuquartieren hatte! Jede geistige Arbeit nimmt von dem Ort (ein unter Umständen schwerwiegendes Wort), wo sie sich niederläßt, einen ganz bestimmten Geruch an.“¹²

Dieses „Bekentnis“ ist als Resümee eines Schriftstellers zu werten, der ein feines Gespür für die literarischen Geschmacksinteressen des Publikums entwickelt hatte, der die Relation Werk-Periodika als eine Einheit aufzufassen gelernt und sein Werk nicht aus der Bindung an die Objektivationen des durch die Zeitschriften repräsentierten literarischen Geschmacks von vornherein herauslösen durfte, ja, in der Praxis seines Schaffens jene Bindung zwar kritisch prüfte, ihnen jedoch zu kongruieren trachtete.

Vorgebrachter Argumentierungsgang muß um einen Brief Fontanes vom 15. 11. 1889 an die Redaktion der „Gartenlaube“, in der der Roman „Quitt“ als Vorabdruck amputiert und seines ursprünglichen Gehaltes beraubt, erschien, ergänzt werden, wenn das Thema des vorliegenden Aufsatzes abgerundet werden soll. Fontane schrieb: „Was die vorzunehmenden Kürzungen und Aenderungen angeht, so wiederhole ich meine ganz ergebenste Bitte, frei schalten zu wollen, ohne mir die Sache noch’ mal vorzulegen, Von einer nachträglichen, auch nur stillen Klage meinerseits kann gar keine Rede sein; es muß doch schließlich immer was herauskommen, was, soweit der Urstoff es ermöglicht, 300 000 Abonnenten, oder wieviel ihrer sein mögen, ein Genüge thut, und aus der Schüssel, aus der 300 000 Deutsche essen, ess’ ich ruhig mit.“¹³

Auf dem bisher zitierten Hintergrund wollen Fontanes Beziehungen zu den „Westermanns illustrierten deutschen Monatsheften“ verstanden werden, wobei lediglich dem Modell einer literarischen Interaktion Fontane-Redakteur-Verleger-Publikum Rechnung getragen wird.

Theodor Fontane und die „Monatshefte“

Georg Westermann gründete im Jahre 1856 die in Braunschweig erscheinende Monatsschrift „Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte“. Es sollte eine Zeitschrift „für das gesamte geistige Leben der Gegenwart“ werden und die programmatische Zielrichtung ging dahin, dem „Mangel eines größeren Centralorgans für die nach Volksthümlichkeit ringende Bildung unserer Zeit abzuhelpen, und mit ernstem Bestreben die Richtung

(zu) verfolgen, deren Streben darauf geht, die Wissenschaft lebendig zu machen und sie in's Leben zu rufen.“¹⁴

Die „Monatshefte“ waren als ein Blatt geplant, das die Erfindungen und Ergebnisse neuen Wissens dem Bürgertum nahebringen wollte. Ihr weiteres Anliegen war es, „durch Belehrung zu unterhalten und durch Unterhaltung belehren“ zu wollen und „Bildung und Wissen, und zwar in volksthümlichre Weise, dem allgemeinen Verständnis zugänglich (zu) machen“.¹⁵

Die „Monatshefte“ bezeichneten sich ausdrücklich als Familienbuch. Darin kommt zum Ausdruck, welche Zielgruppe dieses Blatt ansprechen wollte. Rückblickend wird in einem Artikel jene Absicht konkretisiert, wenn es heißt: „Jenes urreigenste Gut des germanischen Volksstammes, das Familienleben, in welchem alle edlen Keime unserer Kultur wurzeln und zu den schönsten Blüten sittlicher Harmonie entwickelt werden, sollte diesem Unternehmen, welches in erster Linie für die Familie bestimmt war, zur Heimstätte werden.“¹⁶

Daß diese Leitgedanken bei der Auswahl belletristischer Beiträge immer eine Rolle spielten, ist den zahlreichen Redaktionskorrespondenzen der „Monatshefte“ zu entnehmen. Am deutlichsten zeigt sich die vorsichtige und zurückhaltende Haltung dieser Zeitschrift in den Briefen an den Schriftsteller L. von Sacher-Masoch. Folgende bislang unveröffentlichte Schriftstücke belegen die literarische Tendenz eines Blattes, das Sitte und Moral auch von seinen Autoren respektiert wissen wollte.

Sacher-Masochs Novelle „Die Gottesmutter“ wurde nicht in das Programm aufgenommen, weil „der Grundton der Novelle — ein so frivoler nach unseren deutschen Begriffen ist, daß sich der Abdruck in einem Familienblatte für uns von selbst verbietet, selbst bei den ausgedehntesten Streichungen.“¹⁷ Die äußerste Zurückhaltung der „Monatshefte“-Redaktion gegenüber Beiträgen, die nicht mit den Leitgedanken eines Familienblattes vereinbar waren, kommt auch in folgenden Zeilen an Sacher-Masoch zum Ausdruck: „Nicht einzelne Worte und Szenen, der Grundstock der Handlung ist es, den wir aus sittlichen Motiven für anstößig halten müssen. Dazu kommt noch ein anderes ausschlaggebendes Moment: die einfachste Denunciation würde ausreichen, um uns eine Anklage des Staatsanwalts wegen Gotteslästerung und Schmähung der katholischen Kirche zuzuziehen. Und wie auch das Urteil des Dichters ausfallen würde — wir müssen auch den Schein eines solchen Verdachtes auf das Strengste meiden.“¹⁸

Diese Äußerungen können losgelöst vom „Fall“ Sacher-Masoch betrachtet werden, da sie das Selbstverständnis dieses Blattes in Fragen der Moral und Sitte wiedergeben und auch für Theodor Fontane galten.

Von der „Monatshefte“-Redaktion wurde Sacher-Masoch jedoch auch weiterhin zur Mitarbeit angehalten. In einem Brief präziserte Gustav Karpeles, Redakteur der „Monatshefte“, die Voraussetzungen, wenn es heißt: „Da wir über die Behandlung des Erotischen in der Erzählung (gemeint ist Masochs ‚der neue Hiob‘, der in den ‚Monatsheften‘

besprochen wurde, Verf.) doch zu weit in unseren Anschauungen auseinandergehen, würden wir culturhistorische Novellen und Erzählungen, aus Ihrer Feder, denen ein höheres, ideales Motiv innewohnt, und in denen jenes Element gar nicht wie im ‚Neuen Hiob‘ oder nur nebenher betont wird, mit besonderem Vergnügen in unseren ‚Monatsheften‘ zum Ausdruck bringen.“¹⁹

Gustav Karpeles ließ sich bei der Sichtung der eingehenden literarischen Beiträge von Motiven leiten, die der konservativen Struktur der bürgerlich-liberalen Gesellschaft der Zeit nach 1871 völlig entsprachen. Auf die Leserschichten eingehend berichtete er seinem Verleger Westermann am 13. 5. 1879: „Sehr freue ich mich, Ihnen über eine kleine Novelle von Ernst Wichert ‚Entgleist‘ Gutes berichten zu können. Die Geschichte ist ein ... Treffer und in ihrer Art eine Perle. Sie wird namentlich die Leserinnen entzücken. Mir hat sie gestern durch die Anmuth der Erfindung und Feinheit der Detailschilderung eine wahrhaft vergnügte Stunde bereitet.“²⁰ Die Belletristik in den „Monatsheften“ hatte demnach die Funktion zu erfüllen, dem Unterhaltungsbedürfnis des Publikums in erster Linie Rechnung zu tragen. Die in ihnen erschienene Belletristik mußte sich durch drei „Grundprinzipien“ auszeichnen. Diese Prinzipien erläuterte Karpeles in einem Schreiben an Westermann vom 13. April 1880. „... das Mindeste, was wir zu fordern haben, ist Originalität der Erfindung, gute Darstellung und Erhebung über das Niveau belletristischer Alltäglichkeit.“²¹

Weiterhin legte die Redaktion Wert auf solche Arbeiten, die sich gegenseitig ergänzten.²² Es ist anzunehmen, daß auch Theodor Fontane die Grundprinzipien dieser Zeitschrift zu beachten hatte. Schon die ersten Kontakte mit den „Monatsheften“ machten ihm bewußt, mit welchem Blatt er es zu tun hatte. Folgende Ausführungen, die sich auf unbekannte Schriftstücke der „Monatshefte“-Redaktion stützen, klären den Standpunkt des Schriftstellers Fontane gegenüber der unpolitischen Tendenz dieser Zeitschrift und sind zugleich Zeugnis des Selbstverständnisses der „Monatshefte“ als Familienblatt.

Zwei Monate nach Gründung der „Monatshefte“ trat die Redaktion im November 1856 an Fontane, der zu diesem Zeitpunkt politischer Korrespondent der preußischen Regierung in London war, mit der Bitte um einen Beitrag heran. In einem Dankeschreiben – Fontane hatte seine Mitarbeit zugesichert – bat sich die Redaktion aus: „... solchen Erscheinungen auf dem Gebiete des dortigen künstlerischen und namentlich dramatischen Lebens ... mindestens eine Erwähnung und kurze Beleuchtung zu Theil werden zu lassen.“²³

Fontane hatte sich offenbar zu sehr bestimmten politischen Themen gewidmet, denn die Redaktion wies den eingegangenen Beitrag mit der Erklärung zurück: „Unser Grundsatz in Bezug auf die Correspondenz ist, sowenig als möglich Politik zu bringen, und wenn wir auch auf Ihre Anfrage in bezug hierauf diese nicht bestimmt aussprachen, so geschah es, weil wir glaubten, Sie würden nur theilweise davon berichten,

während Sie nun lediglich diesen Gegenstand in Betrachtung ziehen.“²⁴ Ihre ablehnende Haltung begründete die Redaktion mit dem Anspruch, der auch für die Zukunft verbindlich war: „Politische Abhandlungen unterliegen bei einer monatlich erscheinenden Zeitschrift zu leicht dem Schicksal einer Veraltung und wir können daher, sofern wir die Verbindung zu Ihnen factisch eingeleitet hätten, keiner rein politischen Correspondenz die Aufnahme gestatten.“²⁵

Ihre Vorstellungen über Form und Inhalt der Correspondenz präziserte die Redaktion in der Bitte, „für die nächste Nummer der Monatshefte einen recht langen Brief einzusenden... (in der Hoffnung), daß das öffentliche Leben und Treiben der Weihnachts- und Neujahrszeit... recht willkommenen Stoff bieten werde.“²⁶ Fontane ging auf diese Wünsche nicht ein. Ein Schreiben an seine Frau vom 1. November 1856 – in zeitlicher Nähe zum Schreiben der „Monatshefte“ stehend! – gibt nähere Auskunft: „Aufsätze (so führt Fontane aus), die ich von hier aus schreibe, werden immer ihren Abnehmer finden. Nur leugne ich nicht, daß ich zum Aufsatzschreiben weniger Neigung habe als zum sogenannten ‚Korrespondieren‘. Früher war es gerade umgekehrt. Dieser Wechsel meines Geschmacks hat, glaub ich, bloß im Geldpunkt seinen Grund. Ein Aufsatz, wenn er irgendwelchen neuen Gedanken enthält, will hin und her erwogen sein und kostet unverhältnismäßig viel Zeit und Mühe; ein Korrespondenzartikel ist verhältnismäßig leicht geschrieben, man berichtet entweder eine neue Tatsache, oder man zieht Schlüsse aus gegebenen Fakten, beides macht sich rascher und ist drum profitabler. Dazu kommt noch, daß der Zeitungsbedarf ungleich größer ist als der schönwissenschaftliche; eine Zeitung, in ihrem *politischen* Teil, kann täglich einen Artikel von mir bringen, in ihrem *Feuilleton* höchstens wöchentlich einmal.“²⁷

Neben den ökonomischen Aspekten, die Fontane hier behandelt, war wohl auch ausschlaggebend, daß Fontane sich zu dieser Zeit nicht auf eine zwar interessante, jedoch unverbindliche schönwissenschaftliche Korrespondenz für die „Monatshefte“ einlassen wollte.

Diese Entscheidung ist als die erklärte Absicht Fontanes gegen die apolitische und konservative Tendenz einer Familienzeitschrift zu interpretieren. Auf diesem Hintergrund ist es auch verständlich, daß die Novelle „Storch von Adebar“, deren Tendenz Fontane als „politisch“ kennzeichnete, 25 Jahre später letztlich nicht den „Monatsheften“, sondern der Zeitschrift „Nord und Süd“ angeboten wurde, deren Redakteur Paul Lindau durchaus auch sozial- und gesellschaftskritischen Essays in der Zeitschrift Raum bot.²⁸

Für die „Monatshefte“ wurde Fontane erst wieder interessant, als er im Jahre 1878 mit Paul Lindau über die Veröffentlichung der Novelle „Grete Minde“ für „Nord und Süd“ verhandelte.

Ein Werbeschreiben des Redakteurs der „Monatshefte“, Gustav Karpeles, vom 17. Mai 1878 an Fontane fällt interessanterweise genau in jenen Zeitraum. Es ist nicht auszuschließen, daß Karpeles Kenntnis über Fon-

tanes Verhandlungen mit Lindau erhalten hatte und aus diesem Grunde doppelte Anstrengungen unternahm, dem Konkurrenten einen Schriftsteller abzujagen.²⁹

In einem höflichen Ton bekundete die Redaktion der „Monatshefte“ das Interesse an Fontanes Mitarbeit: „Wir erlauben uns hierdurch die ergebene Anfrage (heißt es im Brief von 17. Mai 1878), ob Sie nicht geneigt wären, in den Kreis der Mitarbeiter unserer ‚Monatshefte‘ einzutreten, in welchem wir bis jetzt Ihren Namen nur mit Bedauern vermißt haben, und uns recht bald durch eine Ihrer geschätzten Arbeiten zu erfreuen. Wir würden diesen Entschluß mit besonderer Freude begrüßen.“³⁰

Den Korrespondenzen des Redakteurs Gustav Karpeles an den Verleger der Monatshefte, George Westermann, während der nächsten Monate ist zu entnehmen, daß Fontane den Entschluß gefaßt hatte, für die „Monatshefte“ zu arbeiten.

Diese Briefe sind aufschlußreich genug, denn sie vermitteln Aspekte literarischen Lebens und haben daher als Zeitdokument bleibenden Wert. Karpeles berichtete am 17. September 1878 dem Verleger: „Wegen kleiner Beiträge habe ich vielfache Verbindungen angeknüpft. Mehrere Herren habe ich nicht zu Hause angetroffen, andere dagegen wie Lasker, Fontane, Jähns, Stinde, Scherer... usw. haben mir interessante kleine Beiträge fest zugesagt. Das übrige wird sich nach meiner definitiven Rückkehr nach Berlin von selbst gestalten. Alle Leute, die ich in diesen Tagen gesprochen, haben mir einstimmig erklärt, zehnmal lieber für die ‚Monatshefte‘ zu schreiben, als für eine der anderen Revuen. Unter solchen Auspicien können wir wohl getrost in die Zukunft sehen.“³¹

Literarisches Leben entfaltete sich demnach nicht allein in einer unpersönlichen geschäftlichen Sphäre, sondern geradezu in lebendigem Kontakt zwischen Redakteuren und Autoren. Auf diese Weise wurden auch die für die betreffende Zeitschrift bestimmte Arbeit eines Schriftstellers einer ersten Prüfung unterzogen, und ein Autor hatte die Möglichkeit, seine konkreten Pläne mit derjenigen literarischen Instanz zu besprechen, die mit dem literarischen Geschmack des Publikums in geistiger Verbindung stand.

Dieser Aspekt sollte auch im Hinblick auf die Verhandlungen Fontanes mit den „Monatsheften“ nicht unterschätzt werden. So teilte Karpeles seinem Verleger am 4. November 1878 mit: „Eine ganz ausgezeichnete und gediegene Novelle – wenigstens nach dem zu schließen, was er mir daraus vorgelesen – erhalten wir demnächst von Theodor Fontane.“³² Drei Tage später findet sich in den Karpeles-Briefen nochmals der Hinweis: „Von Theodor Fontane erhalten wir nächstens eine sehr hübsche Novelle.“³³ Es kam zwar in den nächsten Monaten zu einem Tausch³⁴, und die Fertigstellung der Novelle, deren Titel Karpeles nicht anführt, wich dem Aufsatz „Küstrin und die Kattetragödie“, dennoch muß die Beurteilung der geplanten Novelle durch Karpeles in einem größeren Zusammenhang betrachtet werden. Denn nicht von ungefähr benutzt

Karpeles das Beiwort „gediegen“ als Charakteristikum des in Aussicht stehenden Fontane-Werkes. Gediegenheit ist gleichzusetzen mit inhaltlicher und formaler Qualität, jedoch ohne etwas aus dem Rahmen Fallendes zu sein. Die Übereinstimmung in diesem Punkt tendenzieller und geschmacklicher Ausrichtung wurde auch von Fontane akzeptiert. Am 30. Juni 1879 richtete er an Karpeles die Zeilen: „Daß ich Ihnen und den Lesern übrigens keine Tollkirschen vorsetzen würde, brauch ich wohl nicht erst zu versichern.“³⁵

Ein Blick hinter die Kulissen redaktioneller und verlegerischer Arbeit gewähren die Äußerungen des Verlegers George Westermann über Fontanes Essay „Katte“. Karpeles unterbreitete Fontanes Angebot Westermann am 23. Januar 1879. „Fontanes ‚Wanderungen durch die Mark‘ — so liest man — ‚sind sehr beliebt, sehr interessant und hübsch geschrieben. Das Kapitel über Küstrin ist von besonderem Reiz und dürfte sich auch illustrieren lassen.“³⁶

Westermann betrachtete den Katte-Aufsatz mit großer Skepsis. Er mahnte seinen Redakteur mit den Worten: „Uebrigens seyn Sie vorsichtig mit Katte-Annahme; der Gegenstand ist bedenklich und man darf nicht ohne zu sehen, sich definitiv engagiren.“³⁷

Und am 15. März 1879 findet sich nochmal in den Kopierbüchern der „Monatshefte“ eine kritische Bemerkung des Verlegers, die als verlegerische Direktive auch über den weiteren Abmachungen und Angeboten Fontanes mit den „Monatsheften“ stehen könnte: „Wegen des Umfangs des Katte-Artikels mahnen Sie Fontane zur Kürze. Ich bin einigermaßen besorgt, daß der Stoff nirgends anstößt.“³⁸

Fontanes Zusammenarbeit mit den „Monatsheften“ stand somit unter den beiden Prinzipien der umfangsmäßigen Beschränkung und stofflichen Konformität. Es ist aus den genannten Gründen auch nicht erstaunlich, wenn folgende Roman- und Novellen-Exposés von den „Monatsheften“ nicht akzeptiert wurden:

1. der „Zeitroman“ „Allerlei Glück“³⁹
2. „Sidonie von Borcke“⁴⁰
3. „Schach von Wuthenow“⁴¹
4. „Storch von Adebar“⁴²
5. „Cécile“⁴³

Die angebotenen Stoffe zeichnen sich dadurch aus, daß ihnen im umfassenden Sinne gesellschaftskritische Tendenzen abzulesen sind: In „Allerlei Glück“ sollten „das Berlin und seine Gesellschaft, besonders die Mittelklasse“ behandelt werden, in „Sidonie von Borcke“ die Priorin eines Klosters im Mittelpunkt stehen, die, obwohl die „Tochter des ältesten und stolzesten pommerschen Geschlechtes, einen schimpflichen Tod“ erleiden sollte, in „Storch von Adebar“ der pietistische Konservatismus, den „Friedrich Wilhelm IV. aufbrachte“, in „Schach von Wuthenow“ stand ein Stück ruhmloser preußischer Geschichte als Zeitgeschichte zur Diskussion, in „Cécile“ entpuppte sich eine begehrte Frau als „repor-

nierte Fürstengeliebte“. Alle Novellen – außer „Allerlei Glück“ – endeten mit dem Tod der „Helden“.

Die Gründe, die zur Ablehnung der genannten Arbeiten geführt haben, können nur im Falle „Cécile“ näher erschlossen werden. Am 25. April 1885 unterbreitete Fontane das Exposé zu „Cécile“ und forderte kategorisch: „Honorar M 500 pro Bogen, zahlbar nach Empfang des M.S.“⁴⁴ Adolf Glaser, nach Karpeles wieder Redakteur der „Monatshefte“, antwortete Fontane am 29. April: „Da ich bei Empfang Ihrer Zeilen gerade die Absicht hatte, nach Braunschweig zu reisen, konnte ich Ihren Vorschlag hier zur Sprache bringen. Leider aber mit negativem Erfolg. Ich fürchtete dies im Voraus, da sich drei Umstände hier vereinigen, welche den Entschluß von unserer Seite erschweren. Am meisten erregt der Umstand, daß die sehr umfangreiche Arbeit ohne vorherige Durchsicht soll akzeptiert werden, eine Bedingung, die um so schwerer wiegt, da es sich doch um ein etwas heikles Thema handelt. Meines Wissens ist diese Bedingung bei den ‚Monatsheften‘ im vollen Umfange auch nie zugestanden worden und es will mir daher nicht gelingen, sie jetzt für Sie zu erlangen. Der große Umfang der Arbeit erschwert an und für sich die Abnahme Ihres Vorschlages; aber darüber würde man hinauskommen, wenn Sie die endgültige Entscheidung nicht vor der Durchsicht des M.S. verlangen würden. Daß auch Ihre Honorarforderungen schon ein etwas erschwerender Umstand sind, will ich nur nebenbei erwähnen, da diese Schwierigkeiten verschwinden würden, wenn sie eben nicht im Gefolge des beträchtlichen Umfanges erschiene. Der entscheidende Punkt bleibt aber jedoch die Annahme vor der Durchsicht.“⁴⁵

Im Schreiben Glasers an Fontane sind alle Kriterien angeführt, die erfüllt sein mußten, um die Annahme einer literarischen Arbeit zu gestatten:

1. war das Recht zur vorherigen Durchsicht einzuräumen
2. durfte es sich nicht um „heikle“ Themen handeln
3. mußte der Umfang auf ein Maß beschränkt werden, der für die „Monatshefte“ akzeptabel war⁴⁶
4. mußten die Honorarforderungen dem Budget der „Monatshefte“ angemessen sein.

Es ist erstaunlich, daß Fontane die angeführten redaktions-offiziellen Kriterien mit der Novelle „Ellernklipp“ nahezu ausnahmslos erfüllte. Die Korrespondenzen des Redakteurs der „Monatshefte“, Gustav Karpeles, an Westermann belegen, daß die Novelle das rege Interesse des Redakteurs fand.

Zusammen mit dem Exposé der Novelle „Schach von Wuthenow“ offerierte Fontane den Ellernklipp-Stoff am 14. März 1880.⁴⁷ Ein Brief von Karpeles an Westermann vom 17. März 1880 bezieht sich auf dieses Fontane-Angebot. Karpeles schrieb: „Von Theodor Fontane erhalten wir bestimmt seine Novelle bis *Mitte Mai*. Ich habe sie selbst schon bis zur Hälfte fertig gesehen. Sie heißt ‚Ellernklipp‘ und spielt in einem Harzdorfe.“⁴⁸

Innerhalb der Disposition der „Monatshefte“ sollte das Fontane-Werk eine wichtige Rolle spielen. Mit dieser Arbeit wollte Karpeles das Septemberheft 1880 der „Monatshefte“ „wirksam abschließen“.⁴⁹

Am 20. September lag die Novelle Karpeles vor. Er studierte sie eingehend und meldete Westermann: „Die Novelle von Th. Fontane ‚Ellernklipp‘ habe ich bereits. Soweit ich bis jetzt gekommen in der Lektüre, ist namentlich die Detailmalerei des Dorflebens im Harz im vorigen Jahrhundert ganz außerordentlich gelungen. In Bezug auf dieses Detail wie auf den sinnigen Humor, der die Dichtung umspielt, erinnert Fontane sehr an Raabe.“⁵⁰

Neben der Tatsache, daß Karpeles die Novelle „Ellernklipp“ also lange vor dem Abdruck in den „Monatsheften“ in den Händen hielt und während der Arbeit an diesem Werk seine Einflußmöglichkeiten hat geltend machen können, ist zu beachten, daß Fontane mit dieser Arbeit nach Aussagen des Redakteurs die literarische Kontinuität der „Monatshefte“ wahrte, denn Raabe, der die Stoffe seiner Arbeiten auch im Raume Niedersachsens und des Harzes ansiedelte, gehörte zu den beliebtesten Schriftstellern des Publikums der „Monatshefte“.

Mit „Ellernklipp“ hatte Fontane auch einen Stoff gewählt, der den „Monatsheften“ keineswegs „heikel“ erscheinen mußte. Um den Gegensatz der Angebote „Cécile“ und „Ellernklipp“ plastisch zu machen, seien hier die beiden Exposés angeführt. Den Gehalt des Werkes „Cécile“ faßte Fontane in die Worte zusammen: „*Ein forscher Kerl*, 25, Mann von Welt, liebt und verehrt – nein, verehrt ist zu viel – liebt und umkürt eine schöne junge Frau, kränklich, pikant. Eines Tages entpuppt sie sich als ‚Repornierte Fürstengeliebte‘, sofort veränderter Ton, Zudringlichkeit, mit den Allüren des guten Rechtes, Konflikte, tragischer Ausgang.“⁵¹

Das „Ellernklipp“-Exposé lautete: „*Ellernklipp*‘. Nach Aufzeichnungen eines Harzer Kirchenbuches. Spielt unmittelbar nach dem Siebenjährigen Krieg in einem Harzdorf. Eifersucht des Vaters gegen den Sohn. Der Sohn fällt als Opfer, bis zuletzt auch der Alte den Visionen seiner Schuld erliegt. Hauptfigur: ein angenommenes Kind, schön, liebenswürdig, poetisch-apathisch, an dem ich beflissen gewesen bin, die dämonisch-unwiderstehliche Macht des Illegitimen und Languissanten zu zeigen. Sie tut nichts, am wenigsten etwas Böses, und doch verwirrt sie regelrechte Verhältnisse. Sie selbst, ohne den Grundton ihres Wesens zu verändern, verklärt sich und überlebt das Wirrsal, das sie gestiftet.“⁵²

In dem letzten Exposé sind alle Momente erfüllt, die an eine Literatur herangetragen wurde, der eine Aufnahme in einer Familienzeitschrift gestattet werden konnte, strenge Dezenz, Meidung alles sittlich, politisch oder konfessionell Anstößigen, spannende Handlung und knappe Darstellung, ein befriedigender Schlußakkord. Alle anderen von Fontane den „Monatsheften“ unterbreiteten Exposés erfüllten diese Kriterien nicht. Auch in der Umfangsfrage zeigte sich Fontane den „Monatsheften“ gegenüber flexibel. Die Wahl der „Ellernklipp“-Novelle, die Karpeles akzeptierte, kommentierte Fontane am 21. März 1880 mit den Worten:

„Besten Dank für die freundlichen Zeilen. Ich glaube, daß Sie richtig gewählt haben, oder sage ich bescheidener ‚von zwei Übeln das kleinere‘. Das kürzere gewiß.“⁵³

Fontane hatte schon am 14. März 1880 betont: „Die Novelle ist vier Bogen lang, eher ein paar Seiten weniger... Macht das Arrangement der Nummer Kürzungen nötig, so laß ich sie mir bis zur Reduzierung auf drei und einen halben Bogen gefallen. Ich bin darin gar nicht kleinlich.“⁵⁴ Fontane blieb mit dieser Arbeit nahe an der von ihm selbst festgelegten Minimalgrenze. Der Umfang betrug nur 59 „Monatshefte“-Oktav-Seiten. Sie ist sein kürzestes Erzählwerk überhaupt. Diese Ausführungen, die die Vorabdruckbedingungen prüfen sollten, die Fontane bei den „Monatsheften“ zu erfüllen hatte, ergaben einen Einblick in Praktiken literarischen Lebens.

Wie Fontane gerade in Bezug auf die „Monatshefte“ seine eigene Rolle als Schriftsteller einschätzte, wird aus folgenden Zeilen an seine Frau deutlich. Die Zusage des „Monatshefte“-Redakteurs veranlaßte ihn zu Bemerkungen, die aufschlußreich genug sind, da sie seine Position einer der renomierten Zeitschriften gegenüber beschreiben und sein Verhältnis zum Literaturbetrieb der Zeit klären. Fontane führte am 21. März 1880 aus: „Heute früh traf der einliegende Brief von Karpeles ein. Ich habe mich darüber gefreut, aber doch mäßig; denn ich sehne mich eigentlich nur nach Ruhe, *Stille*, Einsamkeit. Dies Mitrennen in dem großen Ameisenhaufen macht mir keinen Spaß mehr. Ich sehne mich nach einem *wirklichen* Erfolg; kann ich den nicht haben, so langweilt mich das literarische Sechsdreierthum mehr als es mich erfreut.“⁵⁵

In diese Zeilen mischt sich der Verdruß über Erscheinungsformen des literarischen Marktes, dessen Gesetzmäßigkeit in erster Linie von Zeitschriften, ihren Verlegern und Redakteuren beeinflusst wurden. Offensichtlich hatte Fontane den Eindruck, daß Karpeles sich nicht nach seinem Talent und seinen Zielsetzungen als Schriftsteller, sondern nach Angebot und Nachfrage richtete.

Daß sich Fontane zur Zeit seiner Verhandlungen mit den „Monatsheften“ in einer Situation befand, die ihm keine andere Möglichkeit ließ als mit den „Monatsheften“ in ein Einvernehmen zu kommen, ist einem Brief an Emilie vom 10. August 1880 zu entnehmen: „Eine halbe Stunde nach dem Packet kam der einliegende Brief, der mich doch sehr glücklich gemacht hat. Ich bin nun diese Sorge los, die noch viel größer war als ich Dir sagen kann. Ich bild mir ein, friedfertig und für einen alten Herrn und anerkannten Schriftsteller keineswegs unbescheiden in meinen Forderungen zu sein; dennoch steht es, ohne jegliches Verschulden meinerseits, so, daß ich eigentlich gar keine Blätter zur Verfügung habe. Bei der ‚Gartenlaube‘ kann ich mich nicht melden und auffordern wird man mich nicht, die ‚Daheim‘-Leute haben sich nüchtern und ungentil gegen mich benommen, ‚Nord und Süd‘ hat weder durch Lindaus noch durch Schottländers (halb ridiküle) Haltung irgend etwas Ermuthigendes für mich, und Rodenberg ist ein Esel, mit dem ich fertig bin, wenn er

sich nicht befleißt, ganz andre Seiten aufzuziehen. Es mußte mir also an dem Zustandekommen mit Westermann außerordentlich viel gelegen sein.“⁵⁶

Dieser Brief, in dem Fontane nahezu alle Blätter anführt, mit denen er literarische Beziehungen anknüpfte, zeigt, wie sehr er auf Zeitschriften angewiesen war, ja daß er aus dieser Situation heraus auch Abmachungen mit solchen Blättern treffen mußte, die sich seiner Meinung nach vom Schriftstellerstandpunkt aus mehr nach der Stimme des Publikums ausrichteten als nötig.⁵⁷ Sein Dasein als freier Schriftsteller war durch dieses Bewußtsein belastet. Sein Blick für das Tatsächliche durchschaute die Bedingungen, denen die Zeitschriften und auch er als Schriftsteller unterworfen waren. Aber nur mit Hilfe der Redakteure war es ihm möglich, zu Beginn seiner eigentlichen literarischen Laufbahn in der zeitgenössischen Literatur Fuß zu fassen.

Abschließend sei aus diesem Grunde ein Brief an Gustav Karpeles zitiert, in dem Fontane seine Position an den Journalen „Nord und Süd“ und „Westermanns Monatshefte“ aus der Situation des Debütanten umschreibt. Am 17. Mai 1885 dankte er Gustav Karpeles mit den Worten: „Ihnen und Lindau kann ich es nie vergessen, daß sie mir's leicht gemacht haben, mich noch in meinen alten Tagen in der Novellistik zu etablieren! Solche Neu-Etablierung ist, wie Sie wissen, immer schwer; das Publikum nagelt einen fest, der und der ist bloß da und dazu da, und ich war dazu da, Kapitel über die Mark und dann und wann eine Ballade zu schreiben.“⁵⁸

Dieser Brief Fontanes an Karpeles beschreibt aus der Retrospektive den Start Fontanes in eine ungewisse literarische Zukunft, nachdem er 1878 seine wohldotierte Stellung bei der Akademie der Wissenschaften in Berlin aufgegeben und den „Beruf“ des „freien“ Schriftstellers – aller damit verbundenen Risiken bewußt – gewählt hatte. Mit Bitterkeit und Zynismus schrieb er: „Ohne daß man unartig oder beleidigend gegen mich gewesen wäre ... (so) hat man mich doch nie wie einen etablierten deutschen Schriftsteller, sondern immer wie einen ‚matten Pilger‘ behandelt, der froh sein könne, schließlich untergekrochen zu sein. Immer die unsinnige Vorstellung, daß das Mitwirtschafte in der großen, langweiligen und, soweit ich sie kennen gelernt habe, total konfusen Maschinerie, die sich Staat nennt, eine ungeheure Ehre sei. Das ‚Frühlingslied‘ von Uhland oder eine Strophe von Paul Gerhard ist mehr Werth als 3000 Ministerial-Reskripte. Nur die ungeheure Eitelkeit der Menschen, der kindische Hang nach Glanz und falscher Ehre, das brennende Verlangen den alten Wrangel einladen zu dürfen oder eine Frau zu haben, die Brüsseler Spitzen an der Nachtjacke trägt, nur die ganze Summe dieser Miserabilitäten verschließt die modernen Herzen gegen die einfachsten Wahrheiten und macht sie gleichgültig gegen das was allein ein ächtes Glück verleiht: Friede und Freiheit.“⁵⁹

Fontanes Schreiben ist von literatursoziologischem Interesse. Er entschied sich für den Beruf des „freien“ Schriftstellers. Diese gewählte

„Freiheit“ – das ist in obigen Ausführungen verdeutlicht worden – war durch objektive Bedingungen, die den literarischen Markt charakterisieren, begrenzt. Fontane als ein kluger „Feldherr“ seiner Stoffe wußte sich auch nach seinem Auftritt in „Westermanns illustrierten deutschen Monatsheften“ diesen Gegebenheiten des literarischen Marktes „anzupassen“. Er wollte in einer Phase der „Neuetablierung“ seinen literarischen Erfolg zielbewußt erreichen.

Darüber berichtete Fontane Ludovika Hesekei am 28. Mai 1878: „Meine Situation ist in der Tat eine kritische. In den Jahren, wo die meisten Schriftsteller die Feder aus der Hand zu legen pflegten, kam ich in die Lage, sie noch einmal fest in die Hand zu nehmen müssen, und zwar auf einem Gebiet, auf dem ich mich bis dahin nicht versucht. Mißglückt es, so bin ich verloren... Meine Arbeit muß zum mindesten so gut sein, daß ich auf sie hin einen kleinen Romanschriftstellerladen aufmachen und auf ein paar treue, namentlich auch zahlungsfähige Käufer rechnen kann.“⁶⁰

Im weiteren Verlaufe dieses Schreibens versteht Fontane unter Käufer Leser, die seine Werke als Buchpublikation erstanden. Es ist jedoch keineswegs auszuschließen, ja, sogar einleuchtend, daß er mit Käufern auch Redaktionen und Zeitschriftenverleger ansprach, denn dieser Brief fällt in eine Zeit reger Versuche, mit den verschiedensten Blättern ins Geschäft zu kommen.

Als Ergebnis vorliegenden Aufsatzes ist festzuhalten: Periodikalische Gesetzmäßigkeiten, der literarische Geschmack des jeweiligen Blattes, in dem Fontane Erzählwerke als Vorabdruck erscheinen ließ, das Gesetz von Angebot und Nachfrage am Literaturmarkt, beeinflußten teilweise das heute vorliegende erzählerische Gesamtwerk eines der bedeutendsten Schriftsteller im ausgehenden 19. Jahrhundert – Theodor Fontanes.

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Aufsatz stützt sich auf Ausarbeitungen des Verfassers zu seiner im Entstehen begriffenen Dissertation zum Thema: „Fontanes Erzählwerke in der periodikalischen Presse des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Eine Untersuchung über die Vorabdruckbedingungen ausgewählter Werke Fontanes in zeitgenössischen Zeitschriften.“
- 2 Reuter, Hans-Heinrich: Fontane. Bd 2. Berlin: Verl. der Nation 1968, S. 993 ff.
- 3 „Nord und Süd.“ Eine deutsche Monatsschrift. Hrsg. Paul Lindau, Berlin 1877 ff., – „Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte“, Braunschweig 1856 ff. – „Deutsche Rundschau“. Hrsg. Julius Rodenberg. Berlin 1874 ff.
- 4 „Über Land und Meer.“ Allgemeine illustrierte Zeitung, gegr. 1857, Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger), Stuttgart 1857 ff. Deutsche Romanbibliothek zu „Über Land und Meer“, Stuttgart u. Leipzig, Druck u. Verl. Ad. Hallberger, 1879 ff. „Die Gartenlaube“, Ill. Familienblatt, Leipzig 1853 ff. Begr. v. Ernst Keil.
- 5 Kgl. privil. Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen. Im Verlage Vossischer Erben, Berlin, gegr. 1704. Siehe auch Houben, H. H.: Die Sonntagsbeil. der Voss. Zeitung 1885–1903, in: Repertorium des Staatsarchivs in Basel, Bibliographische Veröffentlichungen der deutschen bibliographischen Gesellschaft, Berlin 1904, Bd 2.
- 6 Telmann, Konrad: In Eugen Wolff, Über den Einfluß des Zeitungswesens auf Literatur und Leben, Kiel-Leipzig 1891, S. 40 f. Siehe auch Becker, Eva D.

- „Zeitungen sind doch das Beste“. Bürgerliche Realisten und der Vorabdruck ihrer Werke in der periodikalischen Presse, in: Gestaltungsgeschichte u. Gesellschaftsgeschichte, 1969, S. 382–408.
- 7 Hopfen, Hans: Soll der Dichter einen bürgerlichen Beruf haben? – In: Literarisches Echo, Halbmonatsschrift für Literaturfreunde, hrsg. v. Josef Ettlinger, 4. Jg. 1901–1902, S. 437–445.
- 8 Hopfen, Hans. S. 439.
- 9 Hopfen, Hans. S. 440.
- 10 So erschien die „Gartenlaube“ zwei Jahre nach ihrer Gründung in über 30 000 Exemplaren. Auf die Anfrage eines Lesers, wieviel Hefte der „Gartenlaube“ wohl seit der Gründung bis 1885 verkauft worden seien, antwortete die Redaktion, man habe von 1853 bis 1885 eine Anzahl von 356 980 000 Nummern gedruckt. Siehe Anzeige in der „Gartenlaube“, Jg. 1886, S. 20.
- 11 Es handelt sich hier um die Novelle „Auf Tod und Leben“, die im Band 59 der „Westermanns ill. deutschen Monatshefte“ erschien. – Die Stellung Paul Heyses als Erfolgsautor am literarischen Markt des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der sich gegenüber den Redaktionen und Verlegerpersönlichkeiten durchzusetzen verstand, sei an dieser Stelle näher erläutert, da sie in völligem Kontrast zu Theodor Fontane steht, der sich während der Phase seiner „Neu-etablierung“ nach 1878 seitens genannter Instanzen oftmals enttäuscht sah. – Heyse schrieb an die Redaktion der „Monatshefte“: „Ich habe in meiner Schweizer Sommerfrische eine Novelle geschrieben, die... (im) 18. Novellen-Band bei W. Hertz zu Weihnachten mit zwei anderen Novellen erscheinen soll. Eingedenk aber Ihrer freundlichen Aufforderungen, den Monatsheften nicht untreu zu werden – will ich... bei Ihnen anfragen, ob Sie Ihr Oktoberheft schon... zusammengestellt oder für eine Erzählung (!Verf.), die etwa 5 Bogen umfassen wird, noch Raum haben.“ – Das Datum des Schreibens konnte ich leider nicht ermitteln. Interessant sind die Heyse-Zeilen, da sie die Geschäftspolitik eines Autors konkretisieren, der offensichtlich über den Vorabdruck seiner Novellen in den Periodika seinen literarischen Erfolg vorprogrammierte, denn er hatte mögliche Käuferschichten für den nachfolgenden Abdruck in Buchform angesprochen, diese auf seine neuen Werke aufmerksam gemacht und zugleich erreicht, daß mit dem einen Werk zugleich noch zwei weitere abgesetzt werden konnten. – Unterstrichen wird die Position Heyses am literarischen Markt weiterhin durch die Notiz des Redakteurs der „Monatshefte“, Adolf Glaser, der im Zusammenhang mit den Verhandlungen um den Vorabdruck der Novelle „Auf Tod und Leben“ bemerkte, „nicht, daß das Thema abstoßend wäre; im Gegenteil, der Dichter soll den Mut (zu) seiner Ansicht haben, aber Heyse tritt an solche Fragen gar zu leichtfertig heran. Wollte er die Sache nicht tragisch ausführen, so mußte doch durchklingen, daß es sich hier nicht um ein Vorurteil, sondern um einen Paragraphen des Strafgesetzbuches handelt... Gut, daß diese Novelle nicht an der Spitze des neuen Jahrganges steht“ (halbfett vom Verf.). Vorstehendes Schreiben konnte leider nicht mit Orts- und Zeitangabe versehen werden, da die mir vom Werks-Archiv des Georg Westermann-Verlages in Braunschweig zugesandten Unterlagen diese Angaben nicht enthalten. Beide Schreiben sind bislang nicht veröffentlicht worden. Der Verf. wird bemüht sein, die Redaktionskorrespondenzen der „Monatshefte“ für die Zeit von 1878 bis 1890 mit Genehmigung des Verlages zu publizieren, da sie wichtige Belege zum Thema „literarische Interaktion“ und zum „literarischen Leben“ des ausgehenden 19. Jahrhunderts enthalten, wovon sich der Verf. während eines Forschungsaufenthaltes im Werks-Archiv des Westermann-Verlages überzeugen konnte.
- 12 Fontane an Julius Rodenberg vom 1. März 1885, in: Theodor Fontane, Briefe an Julius Rodenberg. Eine Dokumentation, Berlin-Weimar 1969, S. 71.
- 13 Lohrer, L.: Fontane und Cotta. – In: Festgabe Behrend, Weimar 1959, S. 464.
- 14 „In memoriam“. – In: „Westermanns ill. Monatshefte“, Bd 42, S. 17/18.
- 15 „In memoriam“ ... S. 17/18.
- 16 „In memoriam“ ... S. 17/18.
- 17 Es handelt sich hier um ein Schreiben der „Monatshefte“-Redaktin an Sacher-Masoch vom 29. 4. 1879, zitiert nach dem Kopierbuch 5. August 1878 bis 11. Dezember 1879, welches im Werks-Archiv des Westermann-Verlages im Original liegt. In dem Brief handelt es sich um die Ablehnung der Arbeit „Die Gottesmutter“, der hier voll zitiert zu werden verdient, da die Redaktion den literarischen Geschmack genau präzisiert. Eine vergleichende Untersuchung der nachfolgend zitierten Werke Masochs würde weitere Schlüsse zulassen. – Die Redaktion ließ wissen: „Nur mit ... Bedauern senden wir Ihnen anbei Ihre Novelle „Die Gottesmutter“ zurück, da der Abdruck (derselben) uns absolut unmöglich ist. Wir verkennen nicht die dichterische Phantasie, die Fülle der

originellsten Motive und die markige Kraft der Darstellung, kurz alle die großen Vorzüge, ... die ... Ihre Schöpfungen hoch über viele der bedeutendsten unserer Literaten stellen und die auch in der ‚Gottesmutter‘ wiederkehren, aber wir dürfen nicht verhehlen, daß der Grundton der Novelle doch ein so frivoler nach unseren deutschen Begriffen ist, daß sich der Abdruck in einem Familienblatte für uns von selbst verbietet ... Nehmen Sie uns diese Offenheit nicht übel, aber sie war nöthig, um eine Ablehnung zu motivieren, die uns in der That sehr schwer geworden ist ... Ihren ‚neuen Hiob‘ – der im nächsten Heft besprochen ist – hätten wir mit der größten Freude aufgenommen – vielleicht schaffen Sie Ihr nächstes Werk in diesem Sinne und erweisen uns dann die Ehre, dasselbe bringen zu dürfen. In dieser Hoffnung zeichnet mit aufrichtiger Verehrung ...“ – Masoch hatte schon vorher mit Schreiben vom 7. 1. 1879 eine Ablehnung in Bezug auf die Novelle „Die Gottesmutter“ erhalten, er muß jedoch wiederholt versucht haben, die Redaktion der „Monatshefte“ umzustimmen, bis daß sich die Redaktion kühl-reserviert distanzierte.

- 18 „Monatshefte-Redaktion“. Kopierbuch vom 5. 8. 1878 bis 11. 12. 1879, S. 282.
- 19 Monatshefte-Redaktion“. Sehr interessant ist dieses Schreiben im Hinblick auf die Geschäfts- und Redaktionspolitik der „Monatshefte“, da es eine völlige Absage darstellt und im puren Gegensatz zu den o. a. Brief vom 7. 1. 1879 steht.
- 20 Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 21 Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 22 Siehe § 6 des Vertrages zwischen Adolf Glaser und dem Verlag Westermann vom 19. März 1882. Er enthält die Aufgabenstellungen des Redakteurs und gibt die Gliederung der „Monatshefte“ wieder, für deren Disposition der Redakteur verantwortlich zeichnete. Original im Westermann-Archiv.
- 23 Brief vom 10. 11. 1856, Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 24 Brief vom 19. 11. 1856, Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 25/26 Brief vom 19. 11. 1856 ...
- 27 Fontanes Briefe in zwei Bänden, Band 1. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen Deutschen Literatur in Weimar. Ausgew. u. erl. von Gotthard Erler, Berlin-Weimar 1968, S. 193 (weiterhin zitiert als Briefe, E).
- 28 Fontanes Brief an Julius Grosser vom 31. 1. 1882, in: Briefe, E. Bd 2, S. 56.
- 29 Am 5. Oktober 1878 schrieb Gustav Karpeles an Westermann: „Morgen Früh reise ich nach Leipzig zum Schriftstellertage, hoffe aber Abend – oder Montag Früh bestimmt – wieder hier zu sein. Da in Leipzig sehr viele Schriftsteller von Rang sein werden, hoffe ich dort Manches für die ‚Monatshefte‘ bewirken zu können.“ – Weitere Informationen zu Praktiken literarischen Lebens enthält ein Schreiben von Karpeles an George Westermann vom 4. 11. 1878: „In Beantwortung Ihres freundlichen Schreibens vom 31. v. M. beeile ich mich, Ihnen zunächst die Angelegenheit mit **Bret Harte** auseinanderzusetzen. Die – etwa 12 Seiten umfassende – Skizze, welche er uns geben will, ist eine **Originalarbeit**, die für unsere ‚Monatshefte‘ eigens geschrieben und die wir übersetzen lassen. Erst **nach** dem Erscheinen bei uns wird er sie englisch veröffentlichen! Sie werden zugestehen, daß wir unter solchen Umständen geradezu die Pflicht haben, die Skizze zu bringen – erstens, weil Bret Harte der gefeiertste amerikanische Dichter ist und die Arbeit jedenfalls in Deutschland Sensation erregen wird, zweitens aber und hauptsächlich, weil die ‚Rundschau‘ – und zwar durch direkte Vermittlung des Herrn Bayard Taylor – sich an Bret Harte mit der Bitte um eine Arbeit gewendet hat“. (Original liegt im Westermann-Archiv, Braunschweig.)
- 30 Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 31 Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 32 Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 33 Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 34 Brief vom 7. 11. 1878 an Westermann, Original im Westermann-Archiv.
- 35 Zitiert nach Unterlagen des Westermann-Archivs.
- 36 Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 37 Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 38 Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 39 Schreiben Fontanes vom 3. April 1879, nach Unterlagen des Westermann-Archivs.
- 40 Schreiben Fontanes vom 30. Juni 1879, nach Unterlagen des Westermann-Archivs.

- 41 Schreiben Fontanes vom 14. März 1880, nach Unterlagen des Westermann-Archivs.
- 42 Schreiben Fontanes vom 24. Juni 1881, nach Unterlagen des Westermann-Archivs.
- 43 Schreiben Fontanes vom 25. April 1885, nach Unterlagen des Westermann-Archivs.
- 44 Schreiben Fontanes vom 25. April 1885, nach Unterlagen des Westermann-Archivs.
- 45 Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 46 Gegen Romane, d. h. Werke größeren Umfanges, protestierte das Publikum der Monatshefte noch 1888! Am 15. 4. 1888 bot Adolf Stern den „Monatsheften“ die Arbeit „Verschlossenes Herz“ an. Am 30. 1. 1889 wurde die Arbeit abgelehnt – „trotz des meisterhaften Stils“, da der Umfang zu groß wäre und eine Aufteilung in drei Hefte das Interesse des Publikums zu sehr abschwächen würde. Ähnliches mußte auch Ernst Wichert 1887 erleben. Am 30. 9. 1887 verwies A. Glaser in einem Brief an Wichert darauf, daß sich die Redaktion von der Veröffentlichung langer Erzählwerke zurückhalten wollte. Schon 1880 wurde Julius Grosser mit Schreiben vom 10. 6. 1880 mitgeteilt, daß die Redaktion entschlossen sei, nur noch abgeschlossene Hefte zu bringen und aus diesem Grunde nur noch abgeschlossene Novellen von 2½ bis 3½ Druckbogen drucken könne. – Alle Angaben stützen sich auf Archiv-Unterlagen des Westermann-Verlages.
- 47 Briefe E, Bd 2, S. 21–22.
- 48 Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 49 Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 50 Original im Westermann-Archiv, Braunschweig.
- 51 Nach Unterlagen des Westermann-Archivs zitiert.
- 52 Briefe E, Bd 2, S. 21–22.
- 53 Nach Unterlagen des Westermann-Archivs zitiert.
- 54 Briefe E, Bd 2, S. 22.
- 55 Theodor Fontane, Briefe I, Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau. Hrsg. v. Kurt Schreinert. Zu Ende geführt und mit einem Nachwort versehen von Charlotte Jolles, erste wort- und buchstabengetreue Edition nach den Handschriften, Berlin (1968), S. 110–111.
- 56 Theodor Fontane, Briefe I, S. 145.
- 57 Theodor Fontane, Briefe E, Bd 2, S. 52.
- 58 Nach Unterlagen des Westermann-Archivs zitiert.
- 59 Brief an Mathilde von Rohr vom 30. Nov. 1876. In: Briefe E, Bd 1, S. 439–440.
- 60 Briefe E, Bd 1, S. 448/449.

Meinen besonderen Dank für ihre hilfreiche Unterstützung möchte ich an dieser Stelle der Archivarin des Verlages, Frau Lilo Piepenbrink, aussprechen.

Gotthard Erler (Berlin)

Theodor Fontane und Paul Heyse *

Dreißig Jahre lang habe Paul Heyse „an der Tête“ gestanden, und er werde seiner „literarischen Epoche sehr wahrscheinlich den Namen geben“; kein „Radaubruder“ könne diese Tatsache aus der deutschen Literaturgeschichte streichen. Fontane gratulierte Heyse mit dieser Versicherung zum sechzigsten Geburtstag, aber seine Prognose scheint weniger persönliche Überzeugung als eine freundliche Aufmunterung für

* Es handelt sich hier um das Vorwort der Ausgabe „Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse“. Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1972. Da diese seit langem vergriffen ist, haben wir uns zu einem Nachdruck entschlossen. Die Redaktion.

den verbitterten Münchener Freund gewesen zu sein, der sich damals im kritischen Kreuzfeuer der naturalistischen Bewegung befand. Denn Fontane hatte auch Heyse gegenüber seine Sympathien für ebenjene „Radaubröder“ nicht verhehlt und Vorbehalte gegen Heyses Schaffen oft genug angemeldet. Immerhin kannte er die Imponderabilien der zeitgenössischen bürgerlichen Literaturgeschichtsschreibung gut genug, um seine Bemerkungen gerechtfertigt zu sehen.

Indes sind die Bücher Paul Heyses heute tatsächlich so dick verstaubt und so gründlich vergessen, daß niemand mehr daran denkt, ihn als den Repräsentanten der deutschen Literatur in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu nominieren. Statt dessen läßt jeder Theodor Fontane als „Nummer eins“ jener Epoche gelten. Gewiß, Fontane mußte sich zeitlebens mit „Nullgrad-Erfolgen“ abfinden, während Heyse es ohne Mühe auf Dutzende von Auflagen brachte und gar — ein fataler Anachronismus — 1910 als erster deutscher Schriftsteller den Nobelpreis für Literatur erhielt. Doch was bedeuten seine zahlreichen historischen Schauspiele von „Hans Lange“ bis „Colberg“ gegenüber der Novelle „Schach von Wuthenow“? Kann sich ein einziges der formvollendeten, aber gehaltsleeren Gedichte Heyses mit Fontanes herzhaften Versbekenntnissen messen? Was schließlich sind die rund 180 Heyseschen Novellen gegen „Irrungen Wirrungen“ und „Effi Briest“?

Und selbst in der Korrespondenz zwischen beiden Autoren wirkt Heyses Anteil im Zauber der Fontaneschen Briefprosa nur noch als Kontrastfolie — von freilich beträchtlichem Dokumentationswert. Ja, dem alten Fontane, der seine Entwicklung als etwas historisch Gewordenes zu überschauen und darzustellen begann, galten sie als authentische Zeugnisse der eigenen Lebensgeschichte, die er nicht missen mochte. In einem (ungedruckten) Brief an Clara Stockhausen, wohl aus der Mitte der neunziger Jahre, sagte er deshalb: „Meine Paul-Heyse-Briefe hab ich durchgesehn; sie haben alle zu viel Inhalt und sind zu sehr Erinnerungsblätter, als daß ich etwas davon fortgeben möchte.“ Diese Entscheidung ist umso bemerkenswerter, weil sich Fontane seit Jahren mit Frau Stockhausen freundschaftlich verbunden fühlte (und er ihr nicht leichtfertig die Bitte um ein Heyse-Autograph abschlagen konnte) und weil er als notorischer „Briefschwärmer“ höchste Ansprüche zu stellen pflegte.

Fontane war bekanntlich ein leidenschaftlicher Konsument von Briefen, in denen er „des Menschen Eigenstes und Echtestes“ zu finden wußte und die er jedem anderen Lesestoff vorzog. Und er selbst hat die Kunst des Briefeschreibens wie kaum einer seiner Zeitgenossen kultiviert, hat sich briefverborgen so intensiv „ausräsoniert“, daß sein Briefwerk ein Lebens- und Persönlichkeitsbild vermittelt, das durch keine Biographie ersetzt werden kann. Dabei wechselte er im Laufe der Jahre mehrfach die bevorzugten Briefpartner. Die Entscheidungsjahre um 1848 spiegeln sich bis ins Detail in der brieflichen Diskussion mit Bernhard von Lepel. Mitte der fünfziger Jahre tritt das Ehepaar von Merckel an dessen Stelle, und der umfangreiche, zu großen Teilen noch unveröffentlichte Brief-

wechsel, der sich im Theodor-Fontane-Archiv befindet, bietet den ausgiebigen Kommentar zu Fontanes drittem Engländeraufenthalt. Später adressiert er seine Geständnisse mehr und mehr an Mathilde von Rohr, und seit 1884 entwickelte sich die große politische Essayistik in den Briefen an Georg Friedlaender. In den letzten Lebensjahren dann bekennt er mit Vorliebe James Morris in London seine veränderten politischen Gesinnungen. Mit Paul Heyse hingegen korrespondierte er fast durch ein halbes Jahrhundert, ein ereignisreiches Schriftstellerleben lang, und insofern läßt sich dieser Briefwechsel mit dem epistolographischen Hauptgeschäft seines Lebens vergleichen: mit den Briefen an Frau Emilie. Der Briefaustausch mit Heyse setzt im Sommer 1850 ein und endet – mit sehr unterschiedlicher Intensität geführt – im Dezember 1897, ein Dreivierteljahr vor Fontanes Tod. Gleichwohl sind nur wenig über hundert Briefe Fontanes überliefert – das ist, gemessen am Zeitraum und an seiner sonstigen „Briefschreibeistung“, nicht viel. Allerdings wird Quantität durch Qualität bei weitem aufgewogen, und zahlreiche Texte stehen im Kanon „klassischer“ Fontane-Briefe ganz oben an.

Da zudem die Korrespondenz charakterischerweise an einigen Wendepunkten in Fontanes Leben besonders dicht und ergiebig ist (etwa 1859/60, um 1878/79 und 1889/90), kann man sie zu den substanz- und aufschlußreichsten zählen, die der Dichter überhaupt unterhalten hat.

Sie dokumentiert eine Schriftstellerbeziehung, die man nicht ohne Vorbehalt mit dem Wort Freundschaft bezeichnen möchte. Es war bei aller Jovialität der Umgangsformen nicht die herzliche Übereinstimmung zweier Gleichgesinnter und Gleichgestimmter, und die „entente cordiale“, auf die sich Heyse gelegentlich beruft, setzte – zumindest von Fontanes Seite – ein Stillschweigen in bestimmten persönlichen Dingen voraus. Schon im Juli 1854 bemerkte Fontane in einem Brief an Storm: „Vielleicht schauspielere ich nur P. Heyse gegenüber ein wenig, indem ich fast mit allzu viel Emphase den Trompeter seines Ruhmes mache. Er erschwert mir's nämlich dadurch, daß er mich ziemlich unumwunden für einen Menschen von mäßigen Gaben (des Herzens wie Geistes) hält, und es bedarf freilich mitunter einer Kraftanstrengung, um mich dadurch nicht beirren zu lassen. Auf diesem Gebiete liegt mein Anstand; ich weiß, daß er seltener ist als die anzogene gute Lebensart.“

Fontane spielte nicht gern den Empfindlichen, aber auf das Monitum der „Mittelmäßigkeit“ kam er doch öfter zurück, obwohl er der „schnabberigen“, das heißt der selbstsicheren, ans Arrogante streifenden Art des jungen Heyse mit Ironie und Überlegenheit begegnete. Diese kleinen Reibereien indes kamen durch Heyses Übersiedlung nach München schon bald aus der Welt, und Fontane hat später an Heyses lauterer Gesinnung nicht mehr gezweifelt; über die persönlichen Marotten, über gewisse Allüren und über das allzu gepflegte Selbstbewußtsein Heyses sah er mit einem Lächeln hinweg, zumal er die Meriten Heyses im Literaturbetrieb der Zeit durchaus schätzte – Meriten, die man auch heute nicht vergessen sollte.

So war er beispielsweise einer der regsten Propagandisten für die Nationalspende zugunsten Freiligraths, und in der Geschichte der Deutschen Schillerstiftung hat er zweifellos eine gute Figur gemacht, wofür allein der vorliegende Briefwechsel einige aufschlußreiche Fakten gibt. Heyse bewies überdies in zwei kulturpolitischen Skandalen seine Redlichkeit. 1887 trat er demonstrativ aus dem „Kapitel des Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft“ aus, als die Mitgliedschaft des einstimmig gewählten Ludwig Anzengruber aus politisch-klerikalen Gründen vom bayerischen Hof nicht bestätigt wurde. Und als wenig später der erbärmliche Streit um das Denkmal Heinrich Heines in Düsseldorf entbrannte, bekannte sich Heyse als einer der wenigen bürgerlichen Intellektuellen zu Heine. Auch im Verhältnis zu Fontane erwies er sich mehrfach als nobler Charakter, und Fontane hat Heyse die freundlichen Gesten und die „hülfereiche Liebe“ hoch angerechnet. Heyse, der etablierte und renommierte Autor mit einflußreichen Beziehungen, war stets bereit, sich für den Berliner Freund zu engagieren. Schon der Beginn der Korrespondenz ist ja mit dem Versuch Heyses verknüpft, einen Verleger für Fontanes Gedichte zu gewinnen. Später überzeugte seine warmherzige Fürsprache Wilhelm Hertz, Fontanes Balladen herauszubringen. Und vor allem suchte er 1859 dem mittel- und stellungslosen Fontane einen einträglichen Posten in München zu verschaffen. Fontane, der sich damals in einer verzweifelten Situation sah, hat Heyse für diesen Solidaritätsbeweis stets ein Gefühl lebhafter Dankbarkeit bewahrt und seine eigentliche Freundschaft erst mit diesem Jahr datiert. Das Projekt selbst zerschlug sich, und Fontane hätte sich wohl kaum mit der sterilen Atmosphäre bei Hofe abgefunden. Die Beschaulichkeit der Münchener Residenz, die partikularistischen Bestrebungen Bayerns waren nicht nach seinem Geschmack. Es war ihm – wie er an Heyse schrieb – nach seinem Londoner Aufenthalt zum Bedürfnis geworden, „an einem großen Mittelpunkt zu leben, in einem Zentrum, wo entscheidende Dinge geschehen...“ Andererseits leistete auch Fontane vielfach kollegiale Hilfe. Er unterstützte Heyse gern und ausgiebig, wenn es um märkische Details ging. Krischans Platt im „Roman der Stiftsdame“ ist Fontanes Platt, und „Colberg“ und die „Franzosenbraut“, „Hans Lange“ und manches andere Werk gingen vor der Veröffentlichung erst einmal durch die Hand des älteren Kollegen.

Indes dürften die Versicherungen treuer Anhänglichkeit und unveränderter Hochschätzung, die Fontane seinem „lieben Paul“ ebenso freigebig spendete wie Heyse seinem „liebsten Theodor“, nicht über das Problematische der Verbindung täuschen. Denn es sind kaum schroffere Gegensätze im Leben wie im Dichten denkbar, und vielleicht war es gerade die Polarität, die Fontane immer wieder reizte. Wo immer man die beiden Autoren vergleicht, treten die Widersprüche zutage. Beim äußeren Lebenszuschnitt fängt es an. Heyse war der Beau unter den Schriftstellern der Zeit, die „wohlkonservierte Persönlichkeit“. Porträts und Fotos zeigen ihn nie ohne Pose. Die hohe Stirn, die ebenmäßigen Gesichtszüge, der üppige Vollbart, die gepflegte Künstlermähne – das

alles ließ ihn als „schönen Mann“, ja als Zelebrität erscheinen, bei der der deutsche Bürger auf der obligatorischen Bildungsreise nach Italien in München Station machte (wobei die Legende über „Heyse in München“ durchaus nach dem Vorbild „Goethe in Weimar“ zurechtstilisiert war). Regelmäßige und hohe Einkünfte sicherten ihm einen luxuriösen Lebensstandard, und die eigene Villa verstand sich schon bald ebenso von selbst wie die Winteraufenthalte in Meran und am Gardasee. Welcher Kontrast zu dem schlichten Bürger im dritten Stock des Hauses Potsdamer Straße 134 c in Berlin!

Fontane hatte zeitlebens Mühe, vom Ertrag seiner Feder sich und die Seinen ordentlich zu versorgen, und die schlecht sitzende Hose – „am Knie immer Beutel“ – war das galgenhumoristisch betrachtete Alltagsrequisit. Er meinte gelegentlich, daß er sich wohl auch eine „Stube mit Atlaspapeten“ hätte leisten können, wenn er die „Kunst des Festhinschreibens“ zu üben verstünde (in der Heyse Meister war). Statt dessen nahm er bei jedem neuen Projekt die unendliche Mühsal des Pusselns und Bastelns auf sich, rang er oft monatelang um gültige künstlerische Aussage und pflegte er wichtige Briefe – auch an Heyse – zunächst im Konzept zu entwerfen. Heyse, formgewandt und gebildet, in den romanischen Sprachen und Literaturen ausgezeichnet bewandert, weilte mit dreiundzwanzig Jahren in Rom, während Fontane, der höchst unsicher Französisch und gar nicht Italienisch sprach, ins märkische Kränzlín reiste und sich erst nach fast zwanzigjähriger Ehe einigermaßen regelmäßig gemeinsame Sommerfrischen mit seiner Frau leisten konnte. Heyse, der Autor zahlreicher Bestseller, hatte wie ein Sonntagskind seinen Weg in der zeitgenössischen Literatur gefunden, hatte mit nachwandlerischer Sicherheit den Geschmack seines Publikums getroffen und beherrschte als Dreißigjähriger bereits den literarischen Markt. Fontane, ständig von Existenzsorgen bedroht, von Miniaturaufgaben vielfach desillusioniert, blieb jahrzehntelang der Suchende, der erst mit sechzig sein eigentliches Medium fand und mit der „richterlichen Stellung“, die er in seinem Romanwerk zur Gesellschaft einnahm, sofort auf Widerspruch und Verdächtigung stieß. Heyse wurde von Maximilian II. nach München berufen, und hinter seiner kometenhaften Karriere stand die materielle Sicherheit, die ihm der bayerische Hof bot. Fontanes Beziehung zum preußischen König dagegen ist eine einzige Folge von Demütigungen und Enttäuschungen. Denn Fontane war selbst in seiner konservativen Entwicklungsphase, in die ihn die nachrevolutionären Ereignisse zeitweise hineindrängten, stets ein engagierter Autor, während Heyse politisch desinteressiert blieb.

Nicht zufällig konnte Fontane, der Journalist und Reporter, der versierte Mitarbeiter zahlreicher angesehener Berliner Blätter, ohne die aktuelle Information durch die Zeitung nicht auskommen, und er bekannte Heyse: „Ich lese die Zeitung mit der Andacht eines Philisters, aber mit einer Gesinnung, die das Gegenteil von Philisterium ist. Es vergeht kein Tag, wo nicht aus diesem elenden Löschpapier etaws Hochpoetisches zu mir

sprache...“ Heyse, der zeitlebens damit renommierte, keine Zeitungen und schon gar nicht die Kritiken über seine Bücher und Theaterstücke zu lesen, verachtete im Grunde die journalistische Tagesarbeit und begnügte sich — nach einem knapp einjährigen Zwischenspiel als Redakteur des „Literaturblattes“ —, in der Periodika seine Novellen gegen ein stattliches Honorar abdrucken zu lassen. Was Wunder, daß Fontane über die politischen Vorgänge seiner Zeit ausgezeichnet orientiert war, daß er über eine solide Geschichtskennntnis und ein entwickeltes Traditionsbewußtsein verfügte, während sein „lieber Paul“ sich ein ahistorisches Weltbild zurechtzimmerte und die in jedem neuen Buch demonstrierte. Und ebendas war der Punkt, an dem bei Fontane „die Gemütlichkeit aufhörte“, wo er sich zum Widerspruch herausgefordert fühlte. Man hat die Beziehungen Fontanes zu Heyse die Geschichte einer Entfremdung genannt, aber sie sind in Wirklichkeit die Geschichte einer künstlerisch-ästhetischen Polarität von vornherein gewesen. Der vorliegende Band belegt diese Kontroverse in allen Phasen und beweist eindrucklich die Überlegenheit von Fontanes Position.

Fontane hat Heyse nie um den Wohlstand beneidet und dessen glanzvollen Aufstieg zum gefeierten und hochbezahlten Lieblingsautor des deutschen Bildungsbürgertums nie mit Mißgunst betrachtet. Er hat vielmehr zeitlebens seine ehrliche Bewunderung für die vielseitige und ungemein produktive schriftstellerische Begabung Paul Heyses bekundet. „Du bist“, schrieb er am 9. Dezember 1878 in jenem großen Bekenntnisbrief, „der einzige unter den Lebenden, der schon allein durch die Umfassenheit seiner Produktion (und in *jedem* Sattel ein firmer Reiter) an die großen Leute unsrer Literatur erinnert. Aber ich unterscheide Dein Talent als solches von den Hervorbringungen Deines Talents. Und hierin liegt die Schwierigkeit für mich, wenn ich über Dich schreiben soll, gleichviel, ob in einem privaten Briefe oder in einem öffentlichen Blatt.“

Das „Talent als solches“, die formale Begabung hat Fontane stets — wenn auch oft mit ironischem Unterton — anerkannt. „Er ist in der Tat ein Liebling der Grazien“, bemerkte er in einem Brief vom Jahre 1853, „sein ganzes Wesen ist Reiz. Wenn er spricht, ist mir's immer, als würden reizende Nippsachen von Gold und auch von Bronze, aber alle gleich zierlich gearbeitet, über den Tisch geschüttet. Man sieht hin, das Auge lacht über die bunten Farben und schönen Formen, und ein unwillkürliches „Ah!“ entringt sich von der Lippe.“ In diesem Sinne setzte „Gartenlauben“-Chef Keil 1867 über Fontanes Heyse-Aufsatz den Titel „Ein Liebling der Musen“, und Fontanes Rezensionen — über kaum einen anderen Autor hat er so oft und viel geschrieben — heben Esprit und Grazie, die Vorzüge der Komposition und die Kunst der subtilen psychologischen Entwicklung hervor.

Freilich konnte der Realist Fontane die Form nicht vom Inhalt abstrahieren. Als Otto Brahm 1882 in „Westermanns Monatsheften“ einen Essay über Heyse veröffentlicht hatte, monierte Fontane daher sofort, daß Brahm sein „Objekt“ zwar ausgezeichnet präpariert und beschrieben,

aber keine kritischen Schlüsse gezogen habe. „Wir dürfen von jedem, der sich an Heyse heranmacht, ein persönliches Farbebekenntnis in diesen wichtigen Fragen [der Heyseschen „Doktrin oder Lebensauffassung“] erwarten und verlangen...“ Und er bekennt weiter: „Ich stehe persönlich so zu Heyse, daß ich ihn für das *reichste* Talent halte, das wir zur Zeit in Deutschland besitzen, dessen Bedeutung aber durch einen falschen Tropfen in seinem Blut immer wieder in Frage gestellt, in vielen seiner Produktionen einfach vernichtet wird. Wäre ich der jüngere, könnte ich, ihn überlebend, in die Lage kommen, über ihn zu schreiben, ich würde ihn in meinem Essay *sehr* hoch und *sehr* tief stellen und das Perverse und schließlich doch auch sehr Unkonsequente seiner Lebensanschauungen und seines Liebeskatechismus zu beweisen suchen. Heyse, den ich sehr liebe, weiß auch, daß ich so über ihn denke.“ Tatsächlich, Heyse wußte es längst, denn was Fontane von Brahm forderte: das persönliche Farbebekenntnis, Fontane hat es ständig getan, wenn er manchmal auch lange zögerte und es oft vorzog zu schweigen. Taktvoll, mit größter Liebeshöflichkeit, aber mit ebenso großer Bestimmtheit hat er auf das hingewiesen, was er höflich als den „falschen Tropfen“ in Heyses Blut apostrophierte.

Was Fontane (und den kritischen Zeitgenossen) zunächst unheimlich an Heyses „Hervorbringungen“ war – schon in der Wortwahl drückt sich ironische Distanz aus –, das war die Produktivität des (wie Thomas Mann später formulierte) „sonnigen und fast unanständig fruchtbaren Epigonen“. Im Sommer 1860 heißt es über Heyse sarkastisch in einem Brief an Storm: „Alle zwei Jahre ein Kind, alle Jahre ein Drama, alle halb Jahre eine Novelle.“ Fontane stellte nicht den enormen Fleiß Heyses in Frage, ja er bewunderte die durchaus disziplinierte Arbeitsweise seines Kollegen: „...er war ein guter Haushalter mit seiner Zeit. Drum hatte er immer Zeit.“

Ernsthaft irritierte ihn vielmehr die literarische Produktion gleichsam aus sich selbst heraus, losgelöst von Zeit und Welt, unabhängig von den Vorgängen in Politik und Gesellschaft. In einem (ungedruckten) Brief an Wilhelm von Merckel vom 10./11. Januar 1858 macht Fontane im Zusammenhang mit Heyses Novelle „Die Einsamen“ darauf aufmerksam: „Paul schreibt in den seltensten Fällen das *speziell* Erlebte aus sich heraus, sondern er *komponiert* aus Vorgefundenem und tut so viel eigne Reminiszenzen und Anschauungen hinzu, daß das Ganze als ein Neues vor der Welt erscheinen kann.“ Fontane bestimmte diese kritischen Bemerkungen ausdrücklich nur für die Familie Merckel, aber er vertrat seine Meinung wenig später auch öffentlich. In einem bisher kaum beachteten Heyse-Artikel für Lorcks Lexikon „Männer der Zeit“ (1862, geschrieben 1861) gibt Fontane eine brillante Analyse: Heyse verleugne „alle äußerlich nationalen Kunstbehelfe“ und lasse seine Gestalten „mit immer gleicher Freiheit und Innerlichkeit aus der Unmittelbarkeit der Leidenschaft hervorgehen“. Er sucht ihre sittlichen Konflikte aus relativen Zuständen zu absolut poetischen zu erheben und alles andere: Kostüm, Lokalität, Historie und Tendenz, nur als sekundäre poetische

Elemente gelten zu lassen. Gleichviel, ob seine Gestalten unter einem chinesischen, romanischen, klassischen, französischen oder modern italienischen Himmel atmen, das, was ihn interessiert oder zur Behandlung reizt, ist das allgemein Menschliche, das von den Außendingen nur seine Nuancen empfängt. Seine sogenannte Stillosigkeit ist gerade sein Stil. Daneben darf freilich nicht verschwiegen bleiben, daß ihn eine starke Vorliebe für pathologische Probleme, für sogenannte merkwürdige Fälle charakterisiert, die nicht immer auf einer allgemeinen ethischen Idee basiert sind. Er gefällt sich gelegentlich in einer poetischen Kasuistik, die darauf aus ist, jeden einzelnen Vorgang zu einem historisch einzigen und unvergeßlichen zu machen...“

Mit anderen Worten: Literatur aus der Retorte, l'art pour l'art. Heyses literarisches Schaffen wurde nicht vom Leben, sondern aus der Literatur, der Phantasie gespeist, und deshalb vermochte Fontane – trotz respektvoller Äußerungen über einzelnes – Heyses Bücher von Anfang an nicht als wirkliche Kunstwerke zu akzeptieren. Sie brillieren in formaler Meisterschaft, sind aber im Grunde lebensfern und volksfremd, und Fontane erklärte schon 1855 den „Mangel an scharfen Umrissen“ aus einer „gewissen vornehmen Gleichgültigkeit gegen die Geschichte“. Und der Vorwurf der Geschichtslosigkeit, der Lebensferne, des Konstruierten, des Unwirklichen, des bloßen schönen Scheins zieht sich durch die polemischen Äußerungen in Fontanes Briefen und Besprechungen. Noch 1886 konstatiert Fontane zum „Roman der Stiftsdame“: „Dem realen Leben entnommen ist es sicherlich nicht.“ Und er beanstandet das Märchenhafte, das Idyllische und spricht ironisch von der Königstocher, die die Lämmer weide.

Fontanes kritische Einwände treffen immer ins Schwarze, denn sie verteidigen den kritischen Realismus gegen die epigonale, von der Realität abstrahierende Erzählkunst seines Münchener Kollegen. Und sie erklären zugleich die außerordentliche Popularität Heyses bei der Mehrzahl der bürgerlichen deutschen Leser. Heyse sprach wie kaum ein anderer ihre Bedürfnisse aus und tröstete sie über das nachrevolutionäre Dilemma hinweg. Die Hoffnungen der Revolution waren begraben, und resigniert flüchtete sich das liberale Bürgertum vor der grauen Wirklichkeit der Restaurationsperiode in ebenjenes Reich des „schönen Scheins“ (wobei man sich auf ein epigonales mißdeutetes Klassik-Bild stützte). „Heitere Schönheit“ und schlackenlose, „gefällige“ Formen sollten, wie Heyse es im Kuglerschen Kreis vor allem von Geibel gelernt hatte, die „Dissonanzen“ der Realität auflösen. Genau das konnte Heyse (und mit ihm der Münchener Dichterkreis) den Lesern bieten. Das „Münchener Dichterbuch“ enthielt das ästhetische Credo: Statt, wie Heyse formulierte, einer „sogenannten Aktualität“ zu folgen, habe der Schriftsteller das „allgemein Menschliche“ in schöner Form zu gestalten.

Daß Heyse dabei die novellistische Form bevorzugte, ist nicht allein eine Frage der individuellen künstlerischen Begabung. Die auffällige Hinwendung zur Novelle, die sich ja auch bei Storm, Keller und C. F.

Meyer beobachten läßt, ist vielmehr aus der Zeitgeschichte heraus zu erklären. Die Novelle mit ihrer spezifischen „Beschränkung und Isolierung auf einzelne Momente von poetischem Interesse“ (G. G. Gervinus) war am ehesten geeignet, die Krisensituation des Bürgers nach 1848 widerzuspiegeln. Ein geschlossenes Weltbild besaß das deutsche Bürgertum nicht mehr, seine politischen Ambitionen waren gescheitert, und so trat das Private, das Individuelle, der interessante Einzelfall hervor, der mit den Mitteln der Novelle darstellbar war. Trotz dieser gattungsbedingten Beschränkung gelangen Gottfried Keller in seinen Novellenzyklen komplexe Abbilder der Wirklichkeit, und Storm hat mit der Mehrzahl seiner Geschichten seine eigene Feststellung bewiesen, daß sich die Novelle „zur Aufnahme auch des bedeutendsten Inhalts“ eigne.

Paul Heyse dagegen begrenzt die thematischen Möglichkeiten der Novelle von vornherein auf die Bedürfnisse seiner individualistischen Weltanschauung und beraubt die damit weitgehend jeder realistischen Potenz. In der Novelle brachte er (nach seiner Definition in der Einleitung zum „Deutschen Novellenschatz“) „gerade die tiefsten und wichtigsten sittlichen Frage zur Sprache“, „weil in dieser bescheidenen dichterischen Gattung auch der Ausnahmefall, das höchst individuelle und allerpersönlichste Recht im Kampf der Pflichten, seine Geltung findet“. Mit diesen Worten gibt Heyse die zentrale Thematik seines gesamten Novellenwerkes an. In immer neuen Variationen hat er jene „sittlichen Fragen“ an erotischen Stoffen erörtert, hat er das „allerpersönlichste Recht“ des Individuums als Schönheitsbedürfnis und Glückserfüllung proklamiert und gestaltet. Die meisten seiner Erzählungen ließen sich sinnvoll unter seinem Novellentitel „Die Reise nach dem Glück“ vereinigen, und auch Fontane war überzeugt, daß sich „die Heysesche Doktrin oder Lebensauffassung“ an keiner anderen seiner Arbeiten so rein demonstrieren lasse.

Heyse war mit alledem kein „gesellschaftlicher Schriftsteller“, wie Fontane ihn forderte. Gewiß, er verherrlichte in den Mädchengestalten aus dem italienischen Volke eine sinnenfreudige Diesseitigkeit. In ihrer Natürlichkeit, in ihrer unbändigen Lebenslust sind sie durchaus als polemische Gegenstücke zur lebensuntüchtigen „höheren Tochter“ deutscher Herkunft gedacht. Er schildert die großen Leidenschaften unter südlichem Himmel, um sie mit der schwindsüchtigen Lahmheit der deutschen Philister zu konfrontieren, die vor lauter Frömmigkeit und moralischen Tabus das irdische Glück nicht finden können. Besonders drastisch trat diese betont weltliche, atheistische Grundhaltung Heyses in dem Erfolgsroman „Kinder der Welt“ hervor, den Georg Brandes, ein enthusiastischer Bewunderer Heyses, in seinem Essayband „Moderne Geister“ (Heyse steht darin an erster Stelle!) einen „würdigen und vornehmen Protest gegen die“ nannte, „welche noch in unseren Tagen die Denk- und Lehrfreiheit fesseln wollen“. Heyses Schönheitskult im Gewande des Eros schockierte die Zeitgenossen nicht wenig, die sich bekanntlich scheuten, Wörter wie „Hose“ oder gar „Brust“ in den Mund zu nehmen. Bismarck

soll die „Kinder der Welt“ sorgfältig vor seiner vierundzwanzigjährigen Tochter verschlossen haben.

Dennoch bleibt Heyses Zeitkritik stets im psychologischen und ethischen Bereich und tastet die Existenz der bürgerlichen Gesellschaft nie an. Er protestiert gegen die Verlogenheit und Heuchelei nur indirekt durch die (provozierende) Darstellung freisinniger, edler und schöner Menschen. Dadurch entsteht das, was Fontane als „Liebeskatechismus“ bezeichnet und bezweifelt: Schönheits- und Liebeskult als Selbstzweck. Conrad Alberti, der unter den Schriftstellern der jüngeren Generation Heyse besonders erbittert attackierte, schrieb: „Der Mann kennt eben sein Publikum, er ist ein geschäftsschlauer Fabrikant, nichts weiter; er ist in seiner Mischung von Lüsternheit und posierender Sentimentalität der Claren unserer Tage und besitzt dasselbe Publikum und denselben Erfolg wie jener.“

Alberti wird in der Hitze der Polemik ungerecht, aber im Grunde hat er das Problematische, das Goldschnitthafte an Heyses Schaffen erfaßt: die Hypertrophierung, ja die Idealisierung des Erotischen, des Aristokratischen, des Schönen an sich. In Heyses Weltanschauung gab es keinen Platz für das Häßliche, für die Schattenseiten des Lebens. „Was mir“, so sagte er, „schon im Leben gleichgültig war, oder gar widerwärtig, warum sollte ich mich in der Poesie damit befassen. Es gibt genug andere, die es vorziehen, das Häßliche zu malen.“ Nun es gab weiß Gott genug Häßliches zu Heyses Zeit, der konfliktgeladenen Periode zwischen der Julirevolution in Frankreich und dem Ausbruch des ersten Weltkrieges. Aber dafür fühlte sich der Klassist Heyse nicht zuständig. Er war gemäßigt konservativ eingestellt, ohne je die Rolle eines servilen Höflings zu spielen, und er nahm seinen Nationalliberalismus, die Verehrung Bismarcks sehr ernst (ohne sich freilich je in den chauvinistischen Tiraden seines Freundes Geibel zu ergehen, der 1861 das fatale Schlagwort der imperialistischen Ära prägte: „Und es mag am deutschen Wesen / Einmal noch die Welt genesen“). Aber es fehlte Heyse und seinen Münchener Dichtergenossen – nach eigenem Geständnis – „an Geschick und Neigung“, „in die Zeit hineinzuhorchen und uns zu fragen, welchen ihrer mannigfachen Bedürfnisse, sozialen Nöte, geistigen Beklemmungen wir mit unserer Poesie abhelfen könnten“. Der Künstler Heyse lehnte es ab, „sozialer Nothelfer“ zu sein; daher seine erbitterte Feindschaft gegen die sozialkritische, engagierte Literatur der Naturalisten, von denen er in seinem „Merlin“-Roman behauptete, daß sie das „Ideal, das Heimweh nach dem Schönen und Großen“ mit der Mistgabel aus der Welt zu schaffen suchten.

Hier mußte die Kontroverse mit Fontane natürlich einen neuen Höhepunkt erreichen, weil Fontane über das Häßliche und die soziale Frage ganz anderer Meinung war. Er sympathisierte offen mit den „Radaubrüdern“ um die „Gesellschaft“ und die „Freie Bühne“, Brahm und Schlenther gingen bei ihm ein und aus, mit Alberti korrespondierte er, und in Mauthners Zeitschrift „Deutschland“ ließ er seine „Stine“ zuerst

erscheinen. Heyse gegenüber bekannte er sich offen zu seinem „Sündenfall“. Heyses „Weltuntergang“ mit seiner ausgeklügelten Fabel und seiner abseitigen Thematik konnte neben Hauptmanns Schauspiel „Vor Sonnenaufgang“ mit dem kühnen Griff in gesellschaftliche Tagesfragen nicht bestehen. Fontane erläuterte Wilhelm Hertz am 11. Dezember 1889 seine schwierige Situation: „Gestern habe ich ihm [Heyse] nun geschrieben. Es war nicht leicht, weil er, aller seiner Wohlwollendheit unerachtet, in mir einen Abtrünnigen sieht, einen Freischärler innerhalb jener Rotte Korah, die ihm seit Jahr und Tag vielleicht das Leben, jedenfalls aber die Laune verdirbt. Und doch kann ich's nicht ändern. ‚Vor Sonnenaufgang‘ mit dem Hopslabären und Kahl-Wilhelm, der in Strümpfen über den Zaun klettert, interessiert mich mehr als ‚Prinzessin Sascha‘. Heyse kann und will sich nicht darin finden, daß sich in 50 Jahren der Geschmack ändert...“

Die Standpunkte waren erneut deutlich markiert, aber man verstand sich im Zeichen des alten Louis-Angely-Satzés: „Doch dadrum keene Feindschaft nich“. Zu großen Debatten kommt es nun nicht mehr, ja Fontane schickt „Stine“ vorsichtshalber gar nicht erst an Heyse. Heyse macht dann zwar warmherzige Anmerkungen über „Quitt“, den er in seinen wesentlichen Partien jedoch nicht versteht und nur an seiner eigenen Ästhetik zu messen versucht. Fontane gibt ein paar freundlich-zurückhaltende Eindrücke über die Lektüre von Heyses „Weihnachtsgeschichten“. Der Schillerpreis, eine Unterstützung für Auguste Scherenberg, ein paar nette Zeilen hin und her: es gab nichts mehr zu sagen. Heyse zog sich vergrämt in den literarischen Schmollwinkel zurück und produzierte weiter seine sterilen Geschichten, die Fontane kaum noch zur Kenntnis nahm. Fontane vollendete zur gleichen Zeit seine profunden erzählerischen Auseinandersetzungen mit der Berliner Bourgeoisie und dem märkisch-preußischen Adel und entwickelte eine moderne Form des „Zeitromans“, die er, wie er im Zusammenhang mit dem „Stechlin“ schrieb, für die einzig richtige, ja „für die gebotene Art“ hielt. In der Korrespondenz mit Heyse wird auch dieses Problem sorgfältig ausgespart, doch aus Briefen Heyses aus dem Jahre 1897 wissen wir, daß er Fontanes Altersprosa, daß er namentlich „Die Poggenpuhls“ und „Effi Briest“ rundheraus ablehnte. Über „Die Poggenpuhls“ äußerte er am 16. Februar 1897 gegenüber Siegmund Schott, er habe „das bißchen allzu Triviale gewisser Küchenzettel und der häuslichen Verhältnisse“ zunächst gern in Kauf genommen. „Als aber aus der Raupe und Puppe sich durchaus kein Schmetterling entwickeln wollte, die Erzählung ausging wie das berühmte Hornberger Schießen und wir wirklich nur einen coin de réalité vu par un tempérament [Ausschnitt aus der Wirklichkeit gesehen durch ein Temperament] aufgetischt bekommen hatten, sagt ich mir eben doch, daß dieser anmutige Klatsch bei aller Kunst des Vortrags und Schärfe der Beobachtung meine arme – akademische! reaktionäre! veraltete und hinter der Zeit zurückgebliebene! Seele nicht mit demjenigen Wohlgefühl erfüllen könne, das ich im Gegensatz gegen den bloßen Cancan einer angenehmen Gesellschaft von der sog. Dichtkunst

erwarte. Dazu die ungemene Sorgfalt des lieben Alten, allem, was nur von fern einem Gedanken ähnlich sieht, aus dem Wege zu gehen.“

Zwei Tage später wies er Schott noch energischer zurecht: „Wäre ich ... zu öffentlicher Beurteilung verpflichtet, würde ich es nicht über mich gewinnen, gleich Ihnen jede Forderung an Komposition, an reale Charakteristik der Figuren usw. zu suspendieren. Und so könnte ich auch ‚Effi Briest‘ und die ‚Poggenpuhls‘ nicht öffentlich besprechen, ohne – noch so schonend – die Grenzen der Begabung ihres Verfassers aufzuzeigen. Amicus Theodorus – magis amica veritas [Theodor ist mein Freund – aber die Wahrheit ist mir wichtiger].“

Fontane hat diese Invektiven nicht mehr kennengelernt, aber sie hätten ihn wohl nicht verwundert. Er hatte ja die Grenzen schon am 18. August 1879 in einem Brief an den gemeinsamen Verleger Hertz eindeutig und selbstbewußt abgesteckt: „Sie wissen, wie hoch ich ihn [Heyse] stelle; er ist zwar nicht im einzelnen (die ‚Novellen in Versen‘ und ähnliches, worin er exzelliert, abgerechnet) der Beste, aber im *ganzen* ist er der am reichsten Beanlagte unter allen Lebenden. In Deutschland. Nichtsdestoweniger hab ich den Eindruck: was er leisten konnte, *hat* er geleistet. Er kann über das, was schon da ist, nicht hinaus. Wohlhabend ist er auch. Also warum nicht Gärtner werden, Erdbeer- und Spargelzüchter! Mir würd es schwer werden; aber so lächerlich es klingen mag, ich darf – vielleicht leider – von mir sagen: ‚ich fange erst an‘. Nichts liegt hinter mir, alles vor mir; ein Glück und ein Pech zugleich. Auch ein Pech. Denn es ist nichts Angenehmes, mit 59 als ein ‚ganz kleiner Doktor‘ dazustehn. Aber genug der Confessions.“

Das Werk des „ganz kleinen Doktors“ sollte die literarische Realisation alles dessen werden, was er bei Heyse ein Leben lang vermißt hatte. Seine Geschichten waren aus dem Leben der Zeit gegriffen, und selbst die kolorierenden Details dazu lassen sich in Wirklichkeit nachweisen. Er war der Finder seiner Stoffe, nicht – wie Heyse – der Erfinder, der sich rühmte, keine einzige Gestalt nach dem Leben gezeichnet zu haben, und der charakteristischerweise seine eigenen Fabeln rasch wieder zu vergessen pflegte.

Nach alledem spielt Fontane in Heyses „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen“ nicht zufällig nur eine freundlich-unbedeutende Rolle. Heyse hielt sich an das Vorbild von Fontanes Autobiographie, in der sich der Autor diplomatisch aus der Affäre gezogen und einfach auf Pauls Zelebrität verwiesen hatte, die eine ausführliche Darstellung überflüssig mache. Was bei Fontane wirklich dahintersteckte, das resümiert ein Brief an den Sohn Friedrich vom 21. Juni 1898: „Theo hat mir 2mal geschrieben; sehr nett. Er findet, daß Heyse zu kurz gekommen ist, und Mama und Martha stimmten gleich mit ein. Sie alle (auch Theo) betrachten solche Schreiberei wie Sache der Freundschaft, der Courtoisie etc. Das geht aber nicht. Von Courtoisie ist in dem ganzen Buche nicht die Rede; *das* überlasse ich denen, denen dergleichen Spaß macht. Natürlich hat man auch in bestimmten Fällen Rücksicht zu nehmen, so ich, wie

nicht bestritten werden soll, Heyse gegenüber. Aber solche Rücksichten *habe* ich auch genommen; ich habe nur Anerkennendes, Schmeichelndes, Huldigendes über ihn gesagt; noch weiter gehen konnte ich nicht, denn so klug, so fein, so geistvoll, so äußerlich abgerundet bis zur Meisterschaft er ist, so ist doch die Kluft zwischen ihm und mir zu groß, um meinerseits mit Ruhmesdithyramben über ihn losgehen zu können. Er hat seinen Platz in der Literatur, was schon sehr viel ist; aber ein Eroberer ist er nicht.“

Werner Hoffmeister (Providence, USA)

Der realistische Gesellschaftsroman bei Theodor Fontane und William Dean Howells: Eine deutsch-amerikanische Parallele

„The Germans have as distinctly excelled in the modern novella as they have fallen short in the novel. Or, if I may not quite say this, I will make bold to say that I can think of many German novelle that I should like to read again, but scarcely one German novel.“¹ Trotz der bewußt subjektiven Formulierung belegt dieses Urteil auf repräsentative Weise das Desinteresse, das amerikanische Kritiker und Schriftsteller im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts dem deutschen Roman gegenüber bekunden. Die zitierten Worte stammen von William Dean Howells (1837–1920), der unter den amerikanischen Schriftstellern seiner Generation wohl der beste Kenner der deutschen Literatur war, der aber seine romanästhetischen Maßstäbe aus der Lektüre der großen Romanciers Englands, Frankreichs und Rußlands (insbesondere J. Austen, G. Eliot, E. Zola, I. Turgenev, L. Tolstoj) gewann. Als junger Mann, im heimatlichen Ohio, hatte Howells Deutsch gelernt, um den bewunderten Heinrich Heine im Original lesen zu können, er hatte ihn übersetzt und in seinen eigenen Gedichten imitiert; Heine hatte in ihm die entscheidende Befreiung („liberation“) von überkommenen literarischen Konventionen bewirkt.² Er hatte sich sodann in intensiver Lektüre mit anderen Autoren der klassisch-romantischen Zeit, vor allem Goethe und Schiller, auseinandergesetzt.³ Als Bildungstourist lernte er später auf etwa zehn verschiedenen Reisen das wilhelminische Deutschland kennen, und im hohen Alter schrieb er ein autobiographisch gefärbtes Reisebuch, *Hither and Thither in Germany*, das so manchen kritischen Seitenhieb auf die wilhelminischen Verhältnisse enthält. Es ist jedoch bemerkenswert, daß der ungewöhnlich belesene und der deutschen Literatur gegenüber so sehr aufgeschlossene Howells sich in keiner seiner unzähligen literaturkritischen Essays mit einem zeitgenössischen deutschsprachigen Romanautor eingehend befaßte. Das literarisch Neue und Anregende auf dem Gebiet der zeitgenössischen Prosa kam für den Begründer des realistischen Gesellschaftsromans in Amerika verständlicherweise aus den lite-

rarischen Metropolen Europas, nicht aus Braunschweig, Linz, Zürich oder selbst Berlin.

In Berlin setzte in den späten 70er Jahren der alte Theodor Fontane zu seinem „eigentlichen“ Lebenswerk an, einer Reihe realistischer Gesellschaftsromane, deren sozialanalytische Schärfe für Deutschland ebenso ein Novum darstellte, wie es Howells' Darstellungen der Bostoner und New Yorker Gesellschaft für den amerikanischen Roman war. Allem Anschein nach nahm Howells; der bis in die 90er Jahre – zunächst als Herausgeber des *Atlantic Monthly*, dann als prominenter Mitarbeiter bei *Harper's Magazine* – eine bedeutende Vermittlerstellung im literarischen Leben Amerikas innehatte, von seinem um 18 Jahre älteren deutschen Zeitgenossen in Berlin nicht Kenntnis, obgleich dessen Romankonzeption und -praxis mit seiner eigenen Position auf fundamentale Weise übereinstimmte. Der anglophile Fontane nahm seinerseits jedoch durchaus von Howells Notiz. Das wissen wir, seitdem vor einigen Jahren seine Aufzeichnungen zur amerikanischen Literatur bekannt wurden, die 70 Jahre lang unbeachtet im Nachlaß geruht hatten. Unter ihnen befindet sich ein wohl als Rezension geplanter Kurzaufsatz über Howells' frühen Roman *A Foregone Conclusion* (1875), der 1876 in Berlin in deutscher Übersetzung erschien.⁴ Thema des Romans ist – ähnlich wie in den „internationalen“ Romanen seines Freundes Henry James – der amerikanisch-europäische Kulturgegensatz; in der Konfrontation amerikanischer Unschuld und Redlichkeit, verkörpert in der 17jährigen Neuengländerin Florida, mit europäischer Hintergründigkeit und Ambivalenz, die der italienische Priester Don Ippolito vertritt, führen wechselseitige Mißdeutungen und Fehlhandlungen zu tragischen Konsequenzen für den europäischen Protagonisten. Fontane bezeichnet den Roman – trotz einiger kritischer Einwände – als „ein Meisterstück. Tadellos komponiert, die Charaktere scharf und konsequent gezeichnet, in Schilderung von Lokal und Stimmung ersten Ranges, in Beobachtungen und Bemerkungen glänzend; ein Triumph der Wahrheit und Phrasenlosigkeit.“⁵ Bedeutsam für unseren Zusammenhang ist, daß Fontane mit seinem geschmackssicheren Urteil nicht nur den bis dahin in Deutschland völlig unbekanntem Amerikaner gleichsam auf eigene Faust für sich entdeckt, sondern daß sich in seiner Kennzeichnung der realistischen Machart des Romans auch grundsätzliche Kriterien mitteilen, die Fontane generell in seinen Rezensionen zeitgenössischer Romane, vor allem in den 70er und 80er Jahren, anwendet. Zudem sind es Kriterien, die sich – manchmal in geradezu verblüffend gleichlautender Formulierung – auch in Howells romantheoretischen Äußerungen finden. Fontane bezeichnet den Roman als einen „Triumph der Wahrheit“. Sowohl für den Amerikaner wie für den Deutschen ist „Wahrheit“ der Darstellung ein zentraler Begriff der realistischen Romankonzeption; bei beiden verbindet er sich gewöhnlich mit der Forderung nach der Glaubhaftigkeit des Dargestellten und zielt sowohl auf die Plausibilität einzelmenschlicher Motivation und Handlungsweise wie auf die adäquate Spezifizierung gesellschaftlich-geschichtlicher Gegebenheiten – zwei Qualitäten, die beispielsweise weder

für den deutschen Bildungsroman noch für die amerikanische Tradition der „romance“ selbstverständlich waren.

In Fontanes kritischen Schriften steht der Begriff des Wahren im Gegensatz zur romantisch-idealistischen Verbrämung und Überhöhung, zum Sentimentalen, zum Überschwenglich-Phrasenhaften, aber auch zur Extremposition naturalistischer Elendsschilderung. „Realismus“, so schreibt Fontane schon 1853, „ist die Widerspiegelung alles wirklichen Lebens ... er will das *Wahre*. Er schließt nichts aus als die Lüge, das Forcierte, das Nebelhafte, das Abgestorbene – vier Dinge, mit denen wir glauben, eine ganze Literaturepoche bezeichnet zu haben.“⁶ Mit dem Begriff des Wahren umreißt Fontane eine ästhetische Mittelposition, die er sowohl von einer rein mimetischen Schreibpraxis wie auch von romantisch-idealistischer Kunstausübung abgrenzt. Sein anti-idealistischer, anti-romantischer Affekt richtet sich freilich – ähnlich wie bei Howells' Polemik gegen die überkommene „romance“ – nicht gegen die legitimen Produkte jener Literaturepoche, vielmehr gegen deren epigonale Verlängerung in die zweite Jahrhunderthälfte. Das wird besonders klar ersichtlich aus seiner bekannten Rezension von Gustav Freytags *Ahnen* (1875), in der er innerhalb einer romantypologischen Skizze seine Vorbehalte gegenüber dem „dramatischen“, dem „romantischen“ und dem „historischen“ Romantyp ausdrückt. Der früher etwas zu globale, inhaltlich unbestimmte Begriff des realistisch Kunstwahren wird nun an einen spezifischen Gegenstand, die zeitgenössische Gesellschaft, und an einen bestimmten Romantyp gebunden, den Typ des Zeitromans. „Der moderne Roman soll ein Zeitbild 'sein“,⁷ so lautet die Grundsatzentscheidung, die von nun an seine kritische Reflexion wie auch sein eigenes Romanschaffen weitgehend bestimmen wird. Er läßt damit die bedeutendste deutsche Romantradition des 19. Jahrhunderts, den Bildungs- und Entwicklungsroman, weit hinter sich. Es ist ein Bruch mit der Idee individualistischer Selbstvervollkommnung, mit dem Pathos der Identitätssuche und auch, wie Thomas Mann pointiert sagt, ein Verzicht auf „das ahndevoll Musikalische, das brünstig Metaphysische, die trübe Tiefe“.⁸

Ebenso wie Fontane mit seinem Alterswerk, dem Werk einer literaturhistorischen „Verspätung“,⁹ zum gesellschaftlichen Schriftsteller europäischen Formats wird, so stellt auch das Howellssche Werk der 80er und 90er Jahre den späten Anschluß der amerikanischen Literatur an den europäischen Prosarealismus her.¹⁰ Setzt Fontane seinen Zeitroman einerseits den historisierenden und romantisierenden Romanen der G. Freytag, F. Dahn und V. Scheffel, andererseits dem Genre des erzählerisch introvertierten Bildungs-, Entwicklungs- und Künstlerromans entgegen, so entsteht auf ähnliche Weise das Werk von Howells aus der Opposition gegen die verschiedenen Spielarten der Prosaromanze („romance“), sei es in der Nachfolge Scotts,¹¹ Coopers oder Hawthornes,¹² sowie vor allem gegen die historischen Populärromane der Zeit, etwa Lew Wallaces *Ben Hur*, Edward Bulwers *The Last Days of Pompeii* oder die Großproduktion eines Francis Marion Crawford.

Wie bei Fontane orientiert sich die realistische Romankonzeption auch bei Howells an den Begriffen des Wahren und Glaubwürdigen. „It remained for realism to assert fidelity to experience and probability of motive“; „Realism ist nothing more and nothing less than the truthful treatment of material“, so heißt es in dem großen polemisch-programmatischen Essay *Criticism and Fiction* (1891),¹³ in dem die Begriffe „truth“, „truthfulness“, „verity“, „fidelity“ und „probability“ die zentralen Realismus-Kriterien sind. Howells teilt mit Fontane die anti-romantische Abneigung gegen große Gebärden, spannungsreiche Verwicklungen, unglaubwürdigen Heroismus, exzessive Leidenschaften und eine hochgetriebene, metaphernreiche Literatursprache. Es klingt wie ein Echo der Fontaneschen Forderung nach dem „unverzerrten Widerspiel des Lebens, das wir führen“,¹⁴ wenn Howells fordert: „Let fiction cease to lie about life; let it portray men and women as they are, actuated by the motives and the passions in the measure we all know; let it leave off painting dolls and working them by springs and wires.“¹⁵

Sowohl bei Howells wie bei Fontane entwickelt sich der Roman der zeitgenössischen Gesellschaft aus der Reisebeschreibung und Reiseerzählung. Was für Fontane die Englandbücher und die *Wanderungen* sind, das bedeuten für Howells seine Italien-Reisebücher¹⁶: Einübung in die erzählerische Bewältigung beobachteter Menschen, Sitten und gesellschaftlicher Zustände; Schärfung des Sinnes für geschichtlich Gewordenes; Ausbildung einer urbanen, distanzierten, kritisch-analytischen und humoristischen Erzählhaltung. Im Rückblick auf seine schriftstellerische Laufbahn sagt Howells mit charakteristischer Selbstironie: „I was a traveler long before I was a novelist, and I had mounted somewhat timidly to the threshold of fiction from the high-roads and by-roads where I had studied manners and men.“¹⁷ Prägnanter ließe sich auch Fontanes literarischer Werdegang kaum kennzeichnen.

Das Studium von „manners and men“: in wesentlichen gemeinsamen Zügen sind die Romane Howells' und Fontanes der Tradition der „novel of manners“ verpflichtet, die vor allem für die englische Prosa des 19. Jahrhunderts – von Jane Austen über W. M. Thackeray bis zu George Eliot – bestimmend geworden war. Sowohl Howells wie Fontane lassen ihre novels of manner in Klassengesellschaften mit relativ homogenen Oberschichten spielen, deren zwischenmenschliches und geselliges Leben durch einen festen Bestand an „manners“ – Konventionen, Traditionen, Riten, Sitten, Vorurteilen, kurz: Verhaltensnormen – geregelt wird. Die äußeren Handlungsvorgänge zeigen vor allem eine Welt der geselligen Zusammenkünfte, der gepflegten, geistreichen Konversation, der Dinners, Festivitäten, Exkursionen.¹⁸ Verstöße gegen die guten Manieren, den Takt und den guten Geschmack sind zugleich Verstöße gegen die Moral, wie denn überhaupt „manners“ und „morals“ für die gesitteten Lebensformen der Oberschicht schwer trennbare Größen sind. Die genau lokalisierbare Adresse spiegelt den wirtschaftlichen und sozialen Status: so wie es in Fontanes Berlin bedeutsam ist, ob man in einem Eckhaus der Großgörschenstraße wohnt (mit Fensterblick auf einen Friedhof und Schulzes

Bonbonfabrik) oder in der Heithstraße (Nähe Kurfürstendamm) oder gar in einer Villa der Köpenickerstraße (mit Spree-Grundstück), so ist es in Howells' Boston nicht gleichgültig, ob man in einem „little house on Clover Street“ oder am „oldfashioned“ Bellingham Place wohnt oder sich gar ein Haus in der vornehmen Beacon Street („on the water side“) erbaut. In *Criticism and Fiction* fordert Howells vom modernen Roman, er solle danach streben „to verify the externals of life, to portray faithfully the outside of men and things“.19 Zu den „externals“, den sozialen und ökonomischen Gegebenheiten, die in den Romanen von Fontane und Howells aufs genaueste registriert werden, gehören die Art, in der man sich kleidet, die Möbel, mit denen man sich umgibt, der Typ der Kutsche, mit der man Bekannten seine Aufwartung macht. Durch Besitz, Lebensweise und Umgangsformen sind die Romancharaktere von vornherein als gesellschaftliche, einer Klasse verhaftete Wesen gekennzeichnet. Das aussagekräftigste Indiz für den klassenspezifischen Standort einer Romanfigur ist, bei Fontane wie bei Howells, deren Sprache im Dialog. Sie dient zwar einerseits der individualisierenden Charakterisierung, ist aber andererseits stets zugleich milieu- und klassenspezifische Rede, in der sich Herkunft, Bildung, Beruf und Besitzverhältnisse spiegeln. Dabei spielt die gemäßigte Verwendung der Alltagssprache, des Dialekts und des berufsspezifischen Jargons eine wichtige Rolle. Vor allem als sprechendes Wesen ist der Mensch Angehöriger einer sozialen Gruppe.²⁰

Die von Fontane bevorzugt dargestellten Gesellschaftsschichten sind bekanntlich der alte märkische Landadel (der im Zuge der Industrialisierung immer mehr an wirtschaftlicher und politischer Macht verliert), der Militäradel sowie das Besitz- und Bildungsbürgertum; das Kleinbürgertum kommt in einigen Romanen als konflikterregendes Element hinzu. In seinen Bostoner und New Yorker Romanen – besonders in *A Modern Instance* (1882), *The Rise of Silas Lapham* (1885) und *A Hazard of New Fortunes* (1890) – schildert Howells eine amerikanische Klassengesellschaft, die sich im Verlauf der Industrialisierung herausgebildet und nach dem Bürgerkrieg konsolidiert hat. Der aus dem egalitären Mittelwesten des antebellum-Amerika stammende Howells entdeckt nach dem Bürgerkrieg in Boston die gesellschaftlichen Spannungen zwischen dem alteingesessenen Bostoner Patriziat, der schnell zu Wohlstand gelangten neureichen Bourgeoisie und der gebildeten, wirtschaftlich ungesicherten Mittelschicht aufstrebender Journalisten, Schriftsteller und Künstler. In den Bostoner Romanen werden Zusammenspiel und Konflikte dieser sozialen Gruppen in ihrer zeitgeschichtlichen Repräsentanz weitgehend mit dem literarischen Instrumentarium des „Romans der guten Gesellschaft“ (Demetz) dargestellt. In *A Hazard of New Fortunes* wird das Spektrum der sozialen Gruppen und Kräfte zu einer Art „Vielheitsroman“, um mit Fontane zu sprechen, erweitert; im Bild der Großstadt New York erhalten nun auch Slums und Streiks ihren Stellenwert, und den etablierten Mächten wird eine ideelle Gegenkraft entgegengestellt, verkörpert in dem deutsch-amerikanischen Sozialisten und 48er Revolutionär Berthold Lindau – ähnlich wie in Fontanes *Stechlin*

Pastor Lorenzen zum Sprachrohr einer sozialistischen Zukunftsvision wird.

Trotz aller historisch und politisch bedingten Unterschiede zwischen den sozialen Strukturen Amerikas und denen des deutschen Kaiserreichs in den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ist die literarische Gestaltung dieser Strukturen bei beiden Autoren erstaunlich gleichartig. Sowohl in Howells' Darstellung des amerikanischen „Gilded Age“ wie in Fontanes Gestaltung der Gründer- und Nachgründerzeit besteht eine alles Einzelgeschehen beherrschende zeitgeschichtliche Grundspannung zwischen den alten, langsam absterbenden Kräften einer aristokratischen bzw. patrizischen Oberschicht einerseits und den neuen, auf Industrialisierung, Urbanisierung und Kommerzialisierung drängenden Kräften der Bourgeoisie andererseits. Was bei Fontane die Stechlins, Poggenpuhls, Halderns und Rienäckers darstellen, das vertreten bei Howells die Coreys, Athertons, Bellinghams und Woodburns. Die wohlbegüterten und aggressiven Treibels, Van der Straatens und Gundermanns finden bei Howells ihre Entsprechungen vor allem in dem Farbenkönig Lapham und dem deutsch-amerikanischen Spekulanten Dryfoos, der seine dubiosen Geschäftspraktiken von der Standard Oil Company gelernt hat. Die ökonomische Grundspannung wird freilich in Howells' Romanen erzählerisch schärfer artikuliert als bei Fontane; wirtschaftliche Entscheidungen und finanzielle Transaktionen sind wichtige Bestandteile der Handlungsvorgänge, besonders in *Silas Lapham* und *A Hazard of New Fortunes*. Aber auch bei Fontane werden hinter der zwischenmenschlich-gesellschaftlichen Problematik immer wieder entscheidende ökonomische Faktoren sichtbar: aus wirtschaftlichen Gründen muß Botho von Rienäcker letzten Endes die „liebe Puppe“ Käthe heiraten und kann Haldern seine Stine nicht heiraten, und aus denselben Gründen hält Leo von Poggenpuhl verzweifelt nach einer gutbetuchten Unternehmertochter Ausschau. Die ökonomischen Umwälzungen sowohl im Amerika der Nachbürgerkriegszeit wie im neugegründeten deutschen Reich verurteilen die patrizische bzw. feudale „leisure class“ zum Untergang. „Wir sind nicht mehr dran“, stellt der alte Oberst von Poggenpuhl resigniert fest.²¹ Der alte Bromfield Corey, ästhetisierender Patriarch einer Bostoner Gesellschaftskaste, in der „Middlesexes have married Essexes and produced Suffolks for two hundred and fifty years“, trägt dasselbe Bewußtsein in sich: „We represent a faded tradition“, denn „Money is ... the romance, the poetry of our age.“²²

„The novel of manners“, so lautet die bündige Definition eines amerikanischen Kritikers, „is primarily concerned with social conventions as they impinge upon character.“²³ Die bedeutsame Gemeinsamkeit des Howellsschen und Fontaneschen Gesellschaftsromans liegt in der kritisch-analytischen, wenn auch humoristisch gedämpften (oder „verklärten“) Darstellung menschlicher Milieu- und Klassenbefangenheit. In unzähligen Abwandlungen zeitgeschichtlich repräsentativer Motive und Gestalten erscheint bei beiden Schriftstellern als Generalthema immer wieder der Konflikt zwischen individuellem Glücksstreben einerseits und den

sozialen Zwängen, Verhaltensnormen und Anpassungsmechanismen andererseits. Beide Autoren stellen diesen Konflikt mit Vorliebe am Verhältnis zwischen den Geschlechtern dar. Ebenso wie Effi Briests Ehe zerbricht Marcia und Bartley Hubbards Ehe in *A Modern Instance* an den sozialen Zwängen, denen vor allem jeweils der männliche Partner ausgeliefert ist. Und am Motiv der Mesalliance demonstrieren beide Autoren kritisch die repressiven Wertvorstellungen status- und traditionsverhafteter Oberschichten sowie den geringen Spielraum individueller Selbstbestimmung. Der Ehe- und Liebesroman wird somit zum Zeitroman.²⁴

Die kritische Analyse der zeitgenössischen Gesellschaft im Medium des Großstadtromans führt bei Fontane und Howells weder zur aggressiven Satire noch zu einer eindeutig fixierbaren sozialen oder politischen Programmatik. Angesichts dieses Mangels – wenn es ein Mangel ist – mag ihr wohltemperierter Realismus uns heute etwas zu zahm und zu viktorianisch-unterhaltsam erscheinen. Es sei jedoch nicht vergessen, daß dieser gemäßigte sozialkritische Realismus sowohl in Deutschland wie in Amerika erst ein Beginn war. Nicht nur Thomas Mann, auch Heinrich Mann fühlte sich dem Fontaneschen Werk zutiefst verpflichtet. In Amerika fand der Höwellssche Realismus seine radikalere und aggressivere Fortsetzung in den sozialkritischen Romanen von Stephen Crane, Frank Norris, John Dos Passos und Theodore Dreiser.

Anmerkungen

- 1 W. D. Howells, *Literature and Life*, New York + London 1902, S. 114–5.
- 2 W. D. Howells, „Heine“, *My Literary Passions: Criticism and Fiction*, New York + London 1895, S. 124–130.
- 3 Siehe William W. Betts, jr., „The Relations of William Dean Howells to German Life and Letters“, in *Anglo-German and American-German Cross-currents*, Bd. I, hg. von Philip A. Shelley et al., Chapel Hill 1957, S. 189–239.
- 4 Theodor Fontane, *Aufzeichnungen zur Literatur. Ungedrucktes und Unbekanntes*, hg. von Hans-Heinrich Reuter, Berlin und Weimar 1969, S. 152–4. In den Anmerkungen gibt Reuter irrtümlicherweise als Erscheinungsjahr für *A Foregone Conclusion* das Jahr 1874 (statt 1875) an.
- 5 ebenda, S. 154.
- 6 „Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848“, in Theodor Fontane, *Sämtliche Werke. Aufsätze, Kritiken, Erinnerungen*, Bd. I (hg. von Walter Keitel und Jürgen Kolbe, München 1969), S. 242.
- 7 ebenda, S. 319.
- 8 Thomas Mann, „Der alte Fontane“, *Adel des Geistes*, Stockholm 1959, S. 488.
- 9 Siehe Hans-Heinrich Reuter, „Die Geschichte einer Verspätung“, *Fontane*, München 1968, Bd. I, S. 27–49.
- 10 In einem Lebensrückblick sagt Howells: „We studied from the French masters, the continental masters, to imitate nature, and gave American fiction the bent which it still keeps wherever it is vital“ (*William Dean Howells, Criticism and Fiction and Other Essays*, hg. von Clara M. Kirk und Rudolf Kirk, New York 1959, S. 370).
- 11 Nach Howells' Meinung baute Walter Scott „pasteboard castles“ (*Criticism and Fiction and Other Essays*, S. 90). Fontanes ursprüngliche Bewunderung für Scott wandelte sich später zu einer recht kritischen Einstellung, wie besonders aus einer unter der Jahreszahl 1877 gemachten Eintragung in den bisher unveröffentlichten Tagebüchern (Fontane-Archiv, Potsdam) hervorgeht. Er spricht dort von einem „Element des Oberflächlichen“ und von „Fludrigkeit“ in Scotts Werk.

- 12 Im allgemeinen spricht Howells mit Hochachtung von Hawthorne, den er für einen legitimen und bedeutenden Vertreter der „romance“ hält, aber er bedauert doch den Mangel an gesellschaftlich-geschichtlichem Kontext: „They [Howthornes Romanzen] were so far from time and place“ (*My Literary Passions*, S. 139).
- 13 *Criticism and Fiction and Other Essays*, S. 15 und 38.
- 14 *Sämtliche Werke. Aufsätze, Kritiken, Erinnerungen*, Bd. I, S. 568.
- 15 *Criticism and Fiction and Other Essays*, S. 51.
- 16 *Venetian Life* (1866) und *Italian Journeys* (1867); später folgten *Tuscan Cities* (1886) und *Roman Holidays* (1908).
- 17 *Criticism and Fiction and Other Essays*, S. 384.
- 18 Siehe Peter Demetz' Analyse des „Romans der guten Gesellschaft“ in *Formen des Realismus: Theodor Fontane*, München 1964, S. 115–153.
- 19 *Criticism and Fiction and Other Essays*, S. 19.
- 20 Zur dialektischen Einheit von Individualisierung und Typisierung bei Fontane siehe Dietrich Sommer, „Probleme der Typisierung im Spätwerk Theodor Fontanes“, in *Fontanes Realismus. Wissenschaftliche Konferenz zum 150. Geburtstag Theodor Fontane in Potsdam*, hg. von Hans-Erich Teitge und Joachim Schobeß, Berlin 1972, S. 105–119.
- 21 *Sämtliche Werke. Romane, Erzählungen, Gedichte*, Bd. IV (hg. von Walter Keitel, München 1963), S. 514.
- 22 W. D. Howells, *The Rise of Silas Lapham*, Bloomington + London 1971, S. 173, 102, 64.
- 23 James W. Tuttleton, *The Novel of Manners in America*, New York 1972, S. 12.
- 24 Siehe Walter Müller-Seidel, „Fontanes ‚Effi Briest‘. Zur Tradition des Eheromans“, in *Wissenschaft als Dialog*, hg. von Renate von Heydebrand und Klaus G. Just, Stuttgart 1969, S. 30 ff.

Buchbesprechungen

Walter Müller-Seidel: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*. Stuttgart, J. B. Metzler 1975

Müller-Seidels Buch zieht die Summe aus seinen jahrzehntelangen Fontane-Studien. Ursprünglich war daran gedacht, sie durch eine große Biographie zu krönen. Diese Absicht wurde jedoch fallengelassen, als Reuters *Fontane* ihr zuvorgekommen war – dem mit Respekt im ganzen, im einzelnen (etwa in der Schopenhauer-Bewertung) auch mit Kritik begegnet wird. Müller-Seidel verweist nicht ohne Resignation auf die Belastungen, die dem Hochschullehrer aus dem Strukturwandel der westdeutschen Universitäten erwachsen sind und den Fortgang seiner Arbeiten verzögert haben. Auch den einschneidenden Methodenstreit stellt er in Rechnung, der seit dem Ende der sechziger Jahre die literaturwissenschaftlichen Disziplinen erschüttert und den Forscher veranlaßt hat, sich seiner theoretischen Überzeugungen (seinerzeit dargelegt in *Probleme der literarischen Wertung*, Stuttgart 1965) erneut zu versichern. Doch anstatt der „überanstrengten Methodendiskussion“ nun neue Nahrung zu geben, ist ihm daran gelegen, „das Gespräch über die Romane Fontanes“ (S. XI) durch eine zusammenhängende Interpretation der Texte voranzubringen, die auch dem Kenner und Liebhaber zugänglich bleibt.

Man darf den Entschluß begrüßen, wenn man auch das Ausbleiben einer Biographie bedauern mag, die um die Werke und — wie die lebensgeschichtlichen Entwicklungslinien vermuten lassen, von denen Müller-Seidel ausgeht — um die Widersprüchlichkeit des Fontaneschen Werdegangs bemüht gewesen wäre. Hier kehren Gedanken wieder, die zum Verständnis dieses Werdegangs unentbehrlich sind. Dazu gehören die nüchterne Beurteilung des Vormärz-Literaten Fontane und des Konservatismus, in den er als Kreuzzeitungs-Redakteur verfällt, ebenso wie die Schlüsselstellung der nationalen Frage in seinem politischen Denken, das allerdings übermäßig eng an die Person Bismarcks gekoppelt wird. „Wie man Fontanes Romane gruppiert, ist im Grunde schon ein Vorgriff auf ihr Verständnis.“ (S. 319) Müller-Seidel ordnet sie jeweils einem Problemkreis zu: „Im Banne des Historismus“ verharren *Grete Minde* und *Ellernklipp*, während sich zu „Zeitwende und Zeitkritik“ *Vor dem Sturm* und *Schach von Wuthenow* hinwenden. „Frauenporträts“ sind *L'Adultera* und *Cécile*, um „Verbrechen und Strafe“ geht es in *Unterm Birnbaum* und *Quitt*. In „Einfache Lebenskreise“ führen *Irrungen*, *Wirrungen* und *Stine*, zu „Besitz und Bildung“ *Frau Jenny Treibel* und *Mathilde Möhring*. „Die Säkularisierung der Ehe“ schließlich manifestiert sich in *Effi Briest* und *Unwiederbringlich*, und die „Lebensformen des Adels“ werden in *Graf Petöfy*, *Poggenpuhls* und im *Stechlin* aufgesucht. Den Werkinterpretationen ist jedesmal eine Skizze der Problemgeschichte vorausgeschickt.

Zum Glück verbirgt sich hinter dieser Anlage keine dürr dogmatische Rückführung der vielschichtigen epischen Gebilde auf den herausgehobenen Bezugspunkt, wenn es auch ohne Vereinseitigungen nicht abgeht. Auf den Beziehungsreichtum, der den Erzähler Fontane auszeichnet, auf die Delikatesse der Gestaltungsweisen und die sprachliche Subtilität wird gehöriger Wert gelegt; der Stilwandel, den seine Epik erbringt, dient am Ende als das Maß seiner Bedeutung. Dessen unbeschadet bildet das Soziale der Fontaneschen Romankunst — dessen Begriffsumfang anhand der Semantik des Worts innerhalb der herrschenden Kultur des neunzehnten Jahrhunderts bestimmt wird — die Dominante der Untersuchung, die von der Überzeugung geleitet wird, daß Fontane auf seine Weise die Tradition des europäischen Gesellschaftsromans fortsetze. (S. 10) „Große soziale Roman-Dichtung“ also in dem Sinne, wie Thomas Mann sie bei Dickens, Thackeray, Tolstoi, Dostojewski, Balzac, Zola, Proust festgestellt und „geradezu die Monumentalkunst des neunzehnten Jahrhunderts“ genannt hatte.

Nun ist mittlerweile ausgemacht, daß unter den deutschen Erzählern der zweiten Jahrhunderthälfte Fontane dieser Phalanx am nächsten kommt und an internationaler Wertschätzung erstaunlich gewonnen hat. Schwankend geblieben ist indessen die Ortsbestimmung seines Werks, zu der Müller-Seidel bemerkenswerte Daten beisteuert, obwohl er sich wenig in komparatistische Bahnen begibt. Sein problemgeschichtliches Vorgehen bewährt sich namentlich darin, daß es das Ausmaß und die

Nachdrücklichkeit erkennen läßt, mit denen die bewegenden Fragen des Jahrhunderts in Fontanes Romane eingeschrieben sind.

Allerdings werden diese Fragen vornehmlich als „Denkformen“ verstanden, auf deren Wandlungen der „Strukturwahl des gesellschaftlichen Lebens“ letztlich zurückzuführen sei. (S. 11) Das rächt sich, indem die Denkinhalte den Denkformen gegenüber nicht selten ins Hintertreffen geraten und eine Neigung zu großräumiger Zusammenschau die Oberhand gewinnt, die über konkrete Differenzierungen und chronologische Verläufe hinweggeht. Die Übergänge beispielsweise von den *Wanderungen* zu den chronikalischen Novellen auf der einen, zu *Vor dem Sturm* und *Schach von Wuthenow* auf der anderen Seite erscheinen so in erster Linie als „Paradigmawechsel“, als Wendung von einem global verstandenen Historismus zu einem entwicklungsgeschichtlichen Denken, statt als Verarbeitung zeitgeschichtlicher Erfahrungen. Damit werden auch die Kollisionen entschärft, in die Fontane mit seinen Romanen eingreift. Dem entspricht das „Jederzeitliche“, das Konflikten nachgesagt wird, wie sie in *Irrungen Wirrungen* aufbrechen (S. 260 f), ihre Auflösung aus der sozialgeschichtlichen Bestimmtheit in einen „Antagonismus von Gesellschaft und Menschlichkeit“ schlechthin. (S. 482) Hier – und in einigen überflüssigen Seitenhieben – spricht sich eine tiefe Skepsis gesellschaftsverändernder Praxis gegenüber aus, eine Skepsis, für die Fontane je länger je weniger in Anspruch zu nehmen ist.

Das Gegengewicht erwächst solchen Auffassungen aus einem Literaturbegriff, der das gesellschaftliche Phänomen in seiner Breite umfaßt und sich nicht an abstrakte ästhetische Voraussetzungen bindet. Darauf gestützt, bricht Müller-Seidel mit der Unterscheidung von Haupt- und Nebenwerken Fontanes, die seit Wandrey landläufig ist: „Es gibt aber Kunstwerke, die keine ‚Meisterwerke‘ sind und dennoch an Erkenntnis mehr einbringen, als im allgemeinen erwartet wird.“ (S. 169) Das ist die Überzeugung des Historikers, die der Interpretation etwa von *L'Adultera* und *Cécile* zugute kommt. Hingegen über die Aufwertung von *Vor dem Sturm* zu einem der „besten historischen Romane, die es in der deutschen Literatur gibt“ (S. 132), und von *Mathilde Möhring*, „diese(r) meisterhaft heruntererzählte(n) Geschichte“ (S. 423), ist sicher das letzte Wort noch nicht gesprochen.

Müller-Seidels anregendes, durch Methode, Begriffsbildung und Einzelurteil vielfach auch zum Widerspruch herausforderndes Buch mündet in dem Befund: „Fontane führt mit seiner Romankunst an die Schwelle der Moderne heran und verläßt doch nicht den Traditionsraum, in dem er Schriftsteller geworden war.“ (S. 470) Erhöhtes Kunstbewußtsein und erzählerische Ambivalenz vor allem, die ihn mit dem späten Raabe verbinden, werden dieser Ansicht zugrundegelegt, der man beipflichten wird, auch wenn man sich der Kennzeichnung als „Spätrealismus“, die einem Epochenstil-Begriff von Realismus verpflichtet ist, nicht anschließt.

– Dr. Peter Wruck, Berlin –

Eberhardt, Wolfgang: Fontane und Thackeray. — Heidelberg: C. Winter 1975. 316 S. (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. 3. Folge. Bd. 19.)

Die vorliegende Arbeit untersucht die Einwirkung William Makepeace Thackerays auf Fontane am Beispiel von „Vor dem Sturm“ und möchte, wie es im Vorwort (S. 8) heißt, „einen Beitrag zum besseren Verständnis dieses Romans liefern“.

Um klar zu machen, was man von diesem Buch erwarten darf, muß zunächst etwas über die Methode gesagt werden, nach der der Verfasser verfährt, und über die Geschichtsauffassung, die er vertritt. Seine Methode ist ausgesprochen idealistisch. In seiner Geschichtsauffassung aber gibt er sich den Anschein, als ob er sich weitgehend an Fontane anschlüsse. In Wirklichkeit freilich unterschiebt er Fontane ein Geschichtsbild, mit dem er sich dann identifiziert.

Beginnen wir mit einem grundlegenden Problem. Eberhardt behauptet von Fontane: „Nach seiner Überzeugung ist jede Epoche von Ideen bestimmt, die das Selbstverständnis der Menschen dieser Zeit formen; deshalb greift er [in „Vor dem Sturm“. J.K.] auf die Ereignisse von 1812/13 zurück, weil dort, wie er an Hertz schreibt, ‚das große Fühlen‘ geboren wurde“ (S. 145). Es ging aber Fontane, wie Eberhardt nachweisen möchte, nicht bloß um den Befreiungskrieg als solchen, vielmehr hatte Fontane „gehofft, daß der neue deutsche Staat an altpreußische Traditionen anknüpfen und diese weiterentwickeln würde“ (S. 13 f.). „Vor dem Sturm“, erst nach der Reichsgründung von 1871 vollendet, sollte also auf die ideellen Grundlagen hinweisen, auf denen das deutsche Reich aufbauen mußte. Denn Fontanes „an Epochen orientiertes Geschichtsdnken“ veranlaßte ihn, nach Eberhardt, „in den Freiheitskriegen das Einsetzen der jüngsten Epoche der preußischen Geschichte zu sehen“ (S. 147). Als sich der Dichter aber, so fährt Eberhardt in seiner Argumentation fort, „in dieser Hoffnung getäuscht sah, gab Fontane sein positives Verhältnis zum Kaiserreich auf und wurde zu einem seiner schärfsten Kritiker“ (S. 14).

Die Frage, warum sich Fontane enttäuscht sah, beantwortet Eberhardt, indem er Fontane und Fichte bemüht, mit der Feststellung, daß Preußen/ Deutschland in „Materialismus“ verfallen sei, nämlich in einen ethischen Materialismus, der materielle Güter höher bewertet als ideelle wie etwa die „Freiheit“ (S. 75, 141, 249 f., 254). Als Kern dieses „Materialismus“ betrachtete Fontane den „Mammonismus“ (S. 98 ff.). Thackerays Kritik aber an dem ethischen Materialismus der bürgerlichen Gesellschaft Englands war es, von der Fontane einen Anstoß dazu erhielt, gegen den „Materialismus“ und Mammonismus Stellung zu nehmen (S. 91–98).

Nach Eberhardt hat sich Fontane damit nicht etwa grundsätzlich gegen den Kapitalismus und die bürgerliche Gesellschaft gewandt, sondern Fontanes Kritik richtete sich „allein gegen die Auswüchse einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung und nicht gegen die ökonomischen Vorbedingungen für die Entwicklung moderner Industriegesellschaften“ (S. 99). Weder Thackeray noch Fontane, meint Eberhardt, haben „die

wirtschaftspolitischen Notwendigkeiten der Zeit in Frage stellen“ wollen (S. 100). Auf Thackeray, der 1863 starb und den Aufschwung der Arbeiterbewegung nicht mehr erlebte, wird das zutreffen, indes nicht auf Fontane.

Natürlich kann Eberhardt bei dieser Argumentationsweise nur zu dem Schluß gelangen, daß Fontane im Grunde ein Mann der „Reformen“ war, der er angeblich nur einige „Auswüchse“ des Kapitalismus beseitigen wollte. Eberhardt zufolge konnte Fontane „letzten Endes die Revolution als Mittel der politischen Auseinandersetzung nicht akzeptieren“ (S. 255).

Gegenüber solchen Behauptungen muß an das erinnert werden, was Fontane am 6. Mai 1895 an Georg Friedlaender schrieb: „Mein Haß gegen alles, was die neue Zeit aufhält, ist in einem beständigen Wachsen, und die Möglichkeit, ja, die Wahrscheinlichkeit, daß dem Sieg des Neuen eine furchtbare Schlacht vorausgehen muß, kann mich nicht abhalten, diesen Sieg des Neuen zu wünschen.“

Eberhardt mag sich auf Möser, Rodbertus und Lassalle berufen oder gar Fontane als Anhänger des „organischen Staatsmodells“ hinstellen (S. 255 f.), Fontanes briefliches Bekenntnis gegenüber Friedlaender und manche andere Stelle in seinen Briefen beweisen das Gegenteil. Es kann keine Rede davon sein, daß Fontane „keine andere Form der gesellschaftlichen Weiterentwicklung anerkennen“ wollte als „die durch Reform“ (S. 256). Noch kann man behaupten, daß Fontane – wie Thackeray – für den „goldenen Mittelweg gesellschaftlicher Entwicklung“ plädierte (S. 256). Es ist zwar unbestreitbar, daß Fontane mit einer solchen „goldenen Mitte“ geliebäugelt hat. Wie aber der unlängst (Fontane-Blätter. Heft 23. 1976, S. 488 f.) veröffentlichte Entwurf „Die Bekehrten“, für den Fontane auch den Titel „Goldene Mitte oder Die Bekehrten“ erwogen hat, zeigt, mußte der Dichter einsehen, daß ein Mittelweg nicht möglich ist, wenn er diese Einsicht auch in Form einer Anekdote aussprach.

Was uns also Eberhardt als die Auffassung Fontanes von der Geschichte Preußen/Deutschlands im 19. Jahrhundert präsentiert, ist eine arge Simplifizierung, die auf eine völlige Verzerrung hinauslaufen muß. Denn es entsteht der Eindruck, als habe Fontanes Entwicklung nur darin bestanden, daß er, anknüpfend an den Befreiungskrieg, zunächst irgendeine „in ihrem Kern demokratische Volksstaatsidee“ (S. 171) verfochten habe, dann aber, als er erkennen mußte, daß sie sich nicht durchsetzte und „Reformen“ nicht mehr möglich waren, in Resignation verfallen sei (S. 253 ff.). Es wird Fontane unterstellt, daß die Entwicklung seiner politischen Auffassungen in einer Sackgasse endete, weil er angeblich nur dem Leitbild der „Volksstaatsidee“ gefolgt ist. Damit wird das komplizierte und widerspruchsvolle Neben- und Gegeneinander progressiver und regressiver Ideen im politischen Denken Fontanes und in seiner Geschichtsauffassung, dessen letztes Resultat das klare Bekenntnis zum Fortschritt und zum Neuen bildete, negiert und durch eine Simplizität ersetzt.

Noch bedauerlicher ist es freilich, daß sich Eberhardt diese entstellten, vorgeblich von Fontane vertretenen Auffassungen kritiklos zueigen macht und, ungeachtet aller Lesefrüchte, keinen ernsthaften Versuch unternimmt, darüber hinauszugelangen.

Angesichts dessen wundert man sich nicht, wenn das Ergebnis der Untersuchung mager ausfällt. Es muß jedoch auch deswegen unbefriedigend bleiben, weil Eberhardt in der Wahl des Exempels nicht glücklich war. Denn der Verfasser will die Thackeray-Nachfolge Fontanes an dem frühen Roman „Vor dem Sturm“ aufweisen. Gewiß, lange bevor er den größeren Teil von „Vor dem Sturm“ schrieb, hatte Fontane Thackerays glänzenden Roman „Vanity Fair“ (1848) gelesen. Dennoch läßt sich eine wesentliche Einwirkung Thackerays auf „Vor dem Sturm“ kaum feststellen. Sie war auch nicht gut möglich. Denn einesteils war die Gesellschaftskritik Thackerays in „Vor dem Sturm“ nicht anwendbar, da die in diesem Roman geschilderten gesellschaftlichen Verhältnisse noch längst nicht den Reifegrad *der* Gesellschaft erreicht hatten, die Thackeray kritisiert (was übrigens Eberhardt bewußt ist; S. 59–69). Andererseits hatte Fontane selbst, als er 1878 „Vor dem Sturm“ vollendete, noch nicht jene Höhe der Gesellschaftskritik erklimmen, die in seinen späteren und späten Romanen und Erzählungen wirksam wird und die, trotz abweichender Nuancen, mit der Thackerays verglichen werden kann.

Es war daher ein Fehlgriff, sich auf „Vor dem Sturm“ zu konzentrieren. Wahrscheinlich hätte ein Vergleich zwischen der Kritik Thackerays an der englischen Gesellschaft der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Fontanes an der deutschen Gesellschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bessere Ergebnisse erbracht. Denn, wie Eberhardt beiläufig bemerkt, „Fontane beginnt in den 80er und 90er Jahren einen Standpunkt gegenüber der Gesellschaft zu beziehen, der dem Thackerays ähnelt. Fontane konnte, ja mußte als aufmerksamer und hellstichtiger Geist zu durchaus vergleichbaren Anschauungen kommen, weil das öffentliche Leben in Deutschland Formen angenommen hatte, die denen Englands in den 40er Jahren in vielen Teilen glichen“ (S. 250).

Da nun der Verfasser diesen Vergleich nicht angestellt hat, muß er sich einesteils mit dem Nachweis zeitbedingter Übereinstimmungen in den Auffassungen Thackerays und Fontanes sowie dem Hinweis auf Parallelen in der literarischen Aussage begnügen. Andrenteils verliert Eberhardt den englischen Romancier über etliche Abschnitte hinweg ganz oder fast ganz aus dem Auge (S. 106–173), um sich vielmehr mit den historischen Voraussetzungen des Befreiungskrieges oder — nicht immer erfolgreich — mit bekannten Fakten der Realismus-Theorie Fontanes zu beschäftigen.

— Dr. Joachim Krueger, Berlin —

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

Neuerwerbungen und -erscheinungen mit Nachträgen

(Internationale Bibliographie*, abgeschlossen am 15. Juli 1976)

A. Handschriften

„*Copia vidimata*.“ „... des zu Letschin, Amts Wollup betr. ... verzeichnete Grundstück ... hat Karl Herrmann Robert Sommerfeld vom Vorbesitzer Louis Henry Fontane mittelst Kontrakts vom 10. Oktober 1850 für 7000 Valer gekauft ... Eingetragen ... vom 31. July 1835 ...“ Geheftet. Letzter handschriftl. Ausz. aus dem Hypothekenbuch von Letschin ... „Seelow, den 19. October 1809.“ 37 Bl. 4^o (F 11) [Geschenk von Frau Randel, Fontaneapotheke Letschin.]

Nachtrag siehe S. 626.

B. Fotokopien

C. Literatur

a) Primär-Literatur

Fontane, Theodor: *Briefe*. Bd 1: 1833–1860. (Hrsg. v. Otto Drude u. Helmut Nürnberg.) München: Hanser (1976). 732 S. 8^o (Th. Fontane: Werke, Schriften u. Briefe. Abt. 4.) (62/7551 = 4,1)

Fontane, Theodor: Ein unveröffentlichter *Brief* an den Brandenburger Verleger Wiesike. Hrsg. u. komm. v. Günter Mangelsdorf. — In: *Fontane-Blätter*. Bd 3, H. 7 (H. 23 der Gesamtreihe). 1976, S. 481–483. 8^o

Fontane, Theodor: *Sämtliche Romane*, Erzählungen, Gedichte, Nachgelassenes. Bd 1–20. (Berlin:) Ullstein 1976. 8^o (Ullstein-Buch. 4508–4526.) (76/71)

Fontane, Theodor: [Werke, Teils.]: *Reiseberichte und Tagebücher*. Teil-Bd 1: *Reiseberichte*. (Hrsg. v. Helmut Nürnberg.) München: Hanser (1975). 767 S. 8^o (Fontane, Th.: Werke, Schriften u. Briefe. Abt. 3, Bd 3,1.) (62/7551 = 3,3,1)

Fontane, Theodor: *Romane* [Werke, Teils.]. (Verantwortl. f. d. Textrevision: Jost Perfaß. Mit e. Nachw., e. Zeittafel, komm. v. Fritz Martini sowie Erläut. v. Hansjörg Platschek.) Stuttgart: Deutscher Bücherbund 1975. 1018 S. 8^o

Fontane, Theodor: Vier epische *Entwürfe*. [Werke, Ausz.] (1. Leutnant Maier. — 2. Die Bekehrten. — 3. So oder so? Novellette. — 4. Neuer Roman. (Aus dem eignen Leben.) Hrsg. u. komm. v. Joachim Krueger. — In: *Fontane-Blätter*. Bd 3, H. 7 (H. 23 der Gesamtreihe). 1976, S. 485–503. 8^o

Fontane, Theodor: *Die Bekehrten*. 1976, s. *Fontane*, Th.: Vier epische Entwürfe. [Werke, Ausz.]

Fontane, Theodor: *Effi Briest*. Roman. Mit Illustr. v. Gerhard Ulrich. — Gütersloh: Bertelsmann. Stuttgart: Europäische Bildungsgemeinschaft. Wien: Buchgemeinschaft Donauland. [1975]. 383 S. 8^o (Die große Bibliothek der Weltliteratur.)

Fontane, Theodor: *Leutnant Maier* (Mejer). 1976, s. *Fontane*, Th.: Vier epische Entwürfe. [Werke, Ausz.]

* Wir danken allen Freunden, wissenschaftlichen Einrichtungen und Verlagen, die uns Urkunden, Fotokopien und Neuerscheinungen einsandten.

- Fontane, Theodor: *Neuer Roman*. (Aus dem eignen Leben.) 1976, s. *Fontane, Th.: Vier epische Entwürfe*. [Werke, Ausz.]
- Fontane, Theodor: *Noch einmal Ibsen und seine „Gespenster“ 1887*. — In: *Ibsen auf der deutschen Bühne*. Tübingen: Niemeyer 1976, S. 55–59. 8⁰
- Fontane, Theodor: *So oder so? Novellette*. 1976, s. *Fontane, Th.: Vier epische Entwürfe*. [Werke, Ausz.]
- Fontane, Theodor: *Der Stechlin*. Roman. Nachw. v. Max Rychner. [2., veränderte Aufl.] (Zürich:) Manesse-Verl. 1975. 573 S. 8⁰ (Manesse-Bibliothek der Weltliteratur.)
- Fontane, Theodor: *Frau Jenny Treibel*. Erläuterungen u. Dokumente. Hrsg. v. Walter Wagner. Stuttgart: Reclam jun. (1976). 110 S. 8⁰ (Reclams Universal-Bibliothek, Nr 8132 [2]) (76/57)
- Fontane, Theodor: *Von Zwanzig bis Dreißig*. [Ausz.] Pflingsten vor den Toren Berlins. Wo die „Wanderungen“ begannen. — Aus: „für dich“. *Illustr. Frauenzeitschr.* 23. V. 1976. (ZA 1976)

b) *Sekundärliteratur*

- Anderson, Paul Irving: *Game-Motifs in selected works of Theodor Fontane. A study of literary and psychological structures in late writings of Theodor Fontane in terms of games and play*. — Phil. Diss. Indiana University 1975. IV, 324 S. 8⁰ [Maschinenschr., Xerox.] (76/44)
- Bahr, Ehrhard: Greter, Heinz. *Fontanes Poetik*. Bern 1973. — In: *Germanistik*. Jg. 17, H. 1. Tübingen 1976, S. 254, [Rez.] (ZA 1976)
- Batt, Kurt: *Reuter und die Folgen* [S. 26–53: Fritz Reuter u. Theodor Fontane]. — In: *trajekt 10*. VEB Hinstorff-Verl. Rostock. Kurt Batt gewidmet. Rostock 1976. (76/65)
- Berger, Peter: *Ernstes und Heiteres dicht nebeneinander. Claus Hammels Komödie nach Fontane im Fernsehen*. — In: *Neues Deutschland*. Berliner Ausg. 4. 1. 1976. (ZA 1976)
- Betz, Frederick: Müller-Seidel, Walter. *Theodor Fontane, Soziale Roman-kunst in Deutschland*. Stuttgart: Metzler (1975). — In: *The German Quarterly (U.S.A.)*. Vol. 48, Nov. 1975, Nr 4. S. 519–521. [Rez.] (ZA 1975)
- Betz, Frederick: *Sprache im Prosawerk. Beispiele von Goethe, Fontane, Thomas Mann, Bergengruen, Kleist u. Johnson*. Von Christian Grawe. Bonn: Bouvier 1974. — In: *Monatshefte*, 68 (1976). University of Wisconsin, Madison (U.S.A.), S. 74–75. [Rez.] (ZA 1976)
- Biener, Joachim: *Theodor Fontane. „Literarische Essays u. Studien“*. München: Nymphenburger Verl. 1963–1974. T. 1. 2. — In: *Fontane-Blätter*. Bd 3, H. 7 (H. 23 der Gesamtreihe). 1976, S. 544–547. 8⁰ [Rez.]
- Bleisch, Ernst Günther: *Abschied von Max Tau. Der Schriftsteller starb 79jährig in Oslo. (T. promovierte 1928 über „Landschafts- u. Ortsdarstellung Theodor Fontanes.)* — In: *Münchener Merkur*. 18. 3. 1976. (ZA 1976)
- Böschstein, Renate: Bange, Pierre. *„Ironie et dialogisme dans les romans de Theodor Fontane.“* (Grenoble) 1974. — In: *Germanistik*. Jg. 17, H. 1. Tübingen 1976, S. 253. [Rez.] (ZA 1976)

- Braunseis, Hans: Treibel heißt die Kupplerin. Komödie nach Fontane-Motiven auf dem Bildschirm. — In: Der Morgen, Berlin. 2. 1. 1976. (ZA 1976)
- Cartland, Harry E.: The Prussian Officers in the Novels of Theodor Fontane. — Phil. Diss. Brown University 1975. 336 S. 4⁰ [Maschinenschr.]
- Emmel, Hildegard: Geschichte des deutschen Romans. Bd 2. — Bern, München: Francke 1975 [S. 174–204 „Theodor Fontane“]. (Sammlung Dalp. 105.)
- Engel, Hans Ulrich: Für diese zu klug, für jene zu dumm. Fontane hierzulande. — In: Stuttgarter Zeitung. 10. 4. 1976. (ZA 1976)
- Ester, Hans: Fontane und die DDR. Das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek in Potsdam. — In: Duitse Kroniek. Jg. 27, No 3–4. Amsterdam 1975, S. 158–163. 8⁰ (76/40)
- Ester, Hans: Zwischen Skepsis und Glauben. Die Fontaneforschung im Zeichen der Nachwirkung Thomas Manns. — In: Duitse Kroniek. Jg. 27, No 3–4. Amsterdam 1975, S. 144–157. 8⁰ (76/40)
- Faucher, E.: Hugo Aust. Theodor Fontane: „Verklärung“. Bonn: Bouvier 1974. — In: Études Germaniques. 30. Année. No 4. Paris Oct.–Déc. 1975, S. 490–491. [Rez.] (ZA 1975)
- Faucher, E.: Hans Ester. Der selbstverständliche Geistliche. (Leiden 1975.) — In: Études Germaniques. 30. Année. No 4. Paris Oct.–Déc. 1975. S. 489. [Rez.] (ZA 1975)
- Fleig, Horst: Sich versagendes Erzählen (Fontane). Göppingen: Kümmerle 1974. 225 S. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik. 145.)
- Fontane über Fontane. In Halle aufgezeichnet: „Interview mit Theodor“. — In: Liberal-Demokratische Zeitung, Halle. 26. V. 1975. (ZA 1976)
- Gerth, Angelika: Der dramatisierte Roman Theodor Fontanes im westdeutschen Fernsehspiel. Wien 1972. 304 S. S. 22, 110 Bl. 4⁰ Wien, Phil. Diss. 16. 4. 1973. [Maschinenschr.]
- Geschichte der deutschen Literatur von 1830 bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Von einem Autorenkollektiv. Ltg. u. Gesamtbearb. Kurt Böttcher. — Berlin: Volk & Wissen 1975. 1274 S. 8⁰ [Darin: „Der Gegensatz von Individuum u. ‚aufgeregter Zeit‘: Theodor Fontane“, S. 663–666. — „Politisch-soziale Erkenntnis u. moralisch-ästhetische Wertung. Das Erzählwerk Theodor Fontanes bis Mitte der achtziger Jahre.“ S. 847–859. — „Die Altersgedichte Storms, Kellers u. Fontanes.“ S. 903–910. — „Fontanes Alterswerk. Ein Gipfel kritisch-realistischer Erzählkunst in Deutschland.“ S. 982–999.] (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd 8.) (76/62 = 1. 2.)
- Göpfert, Herbert G.: Kommentierung aus der Sicht des Verlages („Effi Briest“). — In: Deutsche Forschungsgemeinschaft. Probleme der Kommentierung. (Boppard: Boldt 1975), S. 91–103. (ZA 1975)
- Goldammer, Peter: Erinnerungen und Ansichten. Literarische Porträts von Goethe bis Fontane. Hrsg. v. Peter Goldammer. Rostock: Hinstorff 1976. 468 S. 8⁰ (Deutschsprachige Literatur in Längsschnitten.) (76/54)
- Hammel, Klaus: Frau Jenny Treibel oder Wo sich Herz zum Herzen

- find't. Berliner Komödie nach Motiven von Theodor Fontane. Premiere 17. März 1976. Darmstadt: Staatstheater [1976]. 24 S. 8⁰ (76/59)
- Herrmann, Gisela: Komödiantisches Hoch mit „Jenny Treibel“. — In: Berliner Zeitung. 7. 1. 1976. (ZA 1976)
- Heyse, Paul: Ein in Chicago gefundener, unbekannter Brief v. 8. 4. 1885 an Theodor Fontane. Hrsg. u. komm. v. Rudolf A. Hofmeister. — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 7 (H. 23 der Gesamtreihe). 1976, S. 483–485. 8⁰
- Hohoff, Curt: Fontane nimmt kein Ende. Der letzte Band, dem acht Bände folgen. — In: Rheinischer Merkur, Koblenz. 23. 4. 1976. (ZA 1976)
- Honnefelder, Gottfried: Der Brief im Roman. Untersuchungen zur erzähl-technischen Verwendung des Briefes im deutschen Roman. — Bonn: Bouvier 1975. 244 S. [S. 148–216: Der realistische Roman. Der Brief in den Romanen Theodor Fontanes.] (Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur. Bd 28.)
- Holz, Paul: „... das war der Fürst von Werle“. Nachforschungen u. Anmerkungen zu einem Leberreim in Fontanes „Cécile“. — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 7 (H. 23 der Gesamtreihe). 1976, S. 524–527. 8⁰
- „In Anschauungen bin ich sehr tolerant...“ Zum Abschluß der Nymphenburger Fontane-Ausgabe. — In: Neue Zürcher Zeitung. 27. 2. 1976. (ZA 1976)
- Jahn, Karl: Die Einweihung des Neuruppiner Fontane-Denkmal 1907. Ein Erlebnisbericht. — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 7 (H. 23 der Gesamtreihe). 1976, S. 528–529. 8⁰
- Jessen, Karsten: Theodor Fontane und Skandinavien. Kiel 1975. IV, 310 S. 8⁰ — Kiel, Phil. Diss. v. 26. 4. 1975. (76/3)
- Jolles, Charlotte: Theodor Fontane als Essayist und Journalist. — In: Jahrbuch für internationale Germanistik. Jg. 7, H. 2. (Bern:) Lang (1975), S. 98–119. 8⁰ (76/47)
- Krausnick, Michail: Paul Heyse u. der Münchener Dichterkreis. — Bonn: Bouvier 1974. 357 S. 8⁰ (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- u. Literaturwissenschaft. Bd 165.) [Darin über Fontane u. a. S. 211–235, 287–300. Zugl. Heidelberg, Phil. Diss. 1973.]
- Krueger, Joachim: Hans Ester. Der selbstverständliche Geistliche. Untersuchungen zu Gestaltung u. Funktion des Geistlichen im Erzählwerk Theodor Fontanes. — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 7 (H. 23 der Gesamtreihe). 1976, S. 548–551. 8⁰
- Krueger, Joachim: Vier epische Entwürfe, s. *Fontane*, Theodor.
- Krueger, Joachim: Das Kochbuch der Stiefgroßmutter Fontanes (Friedérique Charlotte Fontane, geb. Werner). — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 7 (H. 23 der Gesamtreihe). 1976, S. 553–555. 8⁰
- Kühn, Joachim: Gescheiterte Sprachkritik. Fritz Mauthners Leben und Werk. (Mit einer Fritz-Mauthner-Bibliographie.) — Berlin, New York: Walter de Gruyter 1975. IX, 379 S. 8⁰ (76/7)
- Künzel, Mimosa: Intrigen um Geld. „Frau Jenny Treibel“ auf dem Fernsehschirm. — In: Neue Zeit, Berlin. 5. 1. 1976. (ZA 1976)
- Kunisch, Hermann: Fontane, ganz anders. Die Nymphenburger Ausgabe

- ist mit Band XXIV komplett. — In: Münchner Merkur. 21./22. 2. 1976. (ZA 1976)
- Little, D. G.: Sprache im Prosawerk: Beispiele von Goethe, Fontane, Th. Mann, Bergengruen, Kleist u. Johnson. By Christian Grawe. Bonn: Bouvier 1974. — In: The Modern Language Review. Vol. 71, Nr 2. Leeds (Great Britain) 1976, S. 472–473. [Rez.]
- Mete Fontane: Briefe an die Eltern 1880–82. Berlin: Propyläen-Verl. 1975. (1.–4. Aufl.) Rezensionen in:
 „Loot und Waage.“ 1975, H. 8 (BRD).
 Berliner Morgenpost, Berlin (W). 30. 11. 1975.
 Wiesbadener Tagblatt. 1. 12. 1975.
 Ruhr-Nachrichten. Essener Tageblatt. 6. 12. 1975.
 Münchner Merkur. 13./14. 12. 1975.
 Welt am Sonntag, Bonn. 14. 12. 1975.
 Frankfurter Allgemeine. 22. 12. 1975.
 Landeszeitung f. d. Lüneburger Heide. 2. 1. 1976 (ZA 1975/76)
- Möhrmann, Renate: Der vereinzelte Mensch in den Romanen Theodor Fontanes. — In: Möhrmann, R.: Der vereinsamte Mensch. Studien zum Wandel des Einsamkeitsmotivs im Roman von Raabe bis Musil. Bonn: Bouvier 1974, S. 47–63. (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- u. Literaturwissenschaft. Bd 149.) (76/6 q = 2)
- Mommsen, Katharina: Ester, Hans. Der selbstverständliche Geistliche. ... — In: Germanistik. Jg. 17, H. 1. Tübingen 1976, S. 253–254. [Rez.] (ZA 1976)
- Mommsen, Katharina: Theodor Fontane. Hrsg. v. Richard Brinkmann. (München 1973) — In: Germanistik. Jg. 17, H. 1. Tübingen 1976, S. 255. [Rez.] (ZA 1976)
- Morgenstern, Christian: Theodor Fontane über Theater. — In: Morgenstern: Ausgewählte Werke. Leipzig: Insel-Verl. 1975, S. 562–565. 8⁰
- Neumann, Gerhard; Aust, Hugo. Theodor Fontane: „Verklärung“. Bonn 1974. — In: Germanistik. Jg. 17, H. 1. Tübingen 1976, S. 252–253. [Rez.] (ZA 1974)
- Neumeister-Taroni, Brigitte: Fontane. Poetisches Relativieren — Auslotung einer uneindeutigen Wirklichkeit. — Bonn: Bouvier, Grundmann 1976. VI, 123 S. 8⁰ (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- u. Literaturwissenschaft. Bd 196.)
- Nürnberger, Helmuth: Fontane, Theodor. Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866. (Berlin:) Propyläen-Verl. (1973). — In: Germanistik. Jg. 16, H. 4. Tübingen 1975, S. 920–921. [Rez.] (ZA 1975)
- Nürnberger, Helmuth: Jolles, Charlotte. Theodor Fontane. Stuttgart 1972. — In: Germanistik. Jg. 17, H. 1. Tübingen 1976, S. 254–255. [Rez.] (ZA 1976)
- Paschek, Carl: Fontanes Umgang mit Büchern u. Bibliotheken. — In: Bibliothek u. Wissenschaft. 9. (1975), S. 158–181.
- Plaschke, K.: „Frau Jenny Treibel.“ Bemerkenswerte Fernsehinszenierung als Auftakt des neuen Fernsehjahres. — In: Das Volk, Erfurt. 5. 1. 1976. (ZA 1976)
- Reuter, Hans-Heinrich: Fontane „Glindow“. Zugleich Anmerkungen zu besserem Verständnis einiger Aspekte der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. — In: Festschrift für Herman Meyer. Tübingen: Niemeyer 1976.

- Reuter, Maria: Zur Fontane-Rezeption in Anna Seghers' Roman „Die Toten bleiben jung“. — Diplomarbeit an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Sektion Literatur- u. Kunstwissenschaft [1976]. 47 S. 4⁰ [Maschinenschr.] (76/45 q)
- Riechel, Donald C.: Mommsen, Katharina. Gesellschaftskritik bei Fontane u. Thomas Mann. Heidelberg (1973). — In: The German Quarterly (U.S.A.). Vol. 48. Nov. 1975, Nr 4, S. 521–522. [Rez.] (ZA 1975)
- Riechel, Donald C.: „Thou com'st in such a questionable shape“: Theodor Fontane's Die Poggenpuhls. — In: Herkommen u. Erneuerung. Tübingen: Niemeyer 1976, S. 241–256. 8⁰
- Rieger, Julius: Mete war Vaters Liebling. Fontane u. seine Tochter. — Ein Briefwechsel. — In: Sonntagsblatt „Die Kirche“. Berlin (W). 21. 12. 1975. (ZA 1975)
- Ringelband, Wilhelm: Fontanes „Jenny Treibel“ dramatisiert. Erste Aufführung in der BRD in Darmstadt. — In: Badische Neueste Nachrichten, Karlsruhe. 24. 3. 1976. (ZA 1976)
- Rohde, Gerhard: Geld macht den Bürger dumm. „Jenny Treibel“ in Darmstadt. (Berliner Komödie von Claus Hammel.) — In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 20. 3. 1976. (ZA 1976)
- Sagave, Pierre-Paul: Theodor Fontane et la France de 1870/71. — In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Bd 1. Tübingen 1976, S. 160–177. 8⁰ (76/84)
- Schirmer, Hans: Nach dem Prinzip der Gebrüder Stangen. Fontane erzählt von seiner „Genossenschaftsreise“ nach England. — In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Nr 129. 16. 6. 1976. (ZA 1976)
- Schmidt-Mühlisch, Lothar: In Berlin wurden jetzt bisher unveröffentlichte Fontane-Briefe publiziert. („Briefe a. d. Jahren 1856–1898“. — In: Die Welt, Ausg. B. (Bonn). 12. 12. 1976. [Rez.] (ZA 1976)
- Schobeß, Joachim: 10 Jahre Fontane-Blätter. — In: Mitteilungen aus d. wiss. Bibliothekswesen der DDR. Jg. 13, H. 8/9. Berlin 1975, S. 96. 8⁰ (ZA 1975)
- Schwerdtner, Hans: Erinnerungen an den Lehrer Lösche, der Fontane Kenntnis von der Ermordung des Försters Frey vermittelte („Quitt“). — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 7 (H. 23 der Gesamtreihe). 1976, S. 523–524. 8⁰
- Schubarth-Engelschall, Karl: Notizen Fontanes zu Stanleys Reisebericht „Durch den dunkeln Welttheil“. — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 7 (H. 23 der Gesamtreihe). 1976, S. 502–507. 8⁰
- Standfuß, Werner: Rundgang (mit Fontane in Petzów). — In: Knobloch, Heinz. Schattensprünge. Halle 1975, S. 56–59. 8⁰ (76/43)
- Steinmetz, Horst: Der vergessene Leser. Provokatorische Bemerkungen zum Realismusproblem (S. 121 ff. Fontanes Standpunkt). Groningen 1972. 8⁰ (Dichter u. Leser. Studien zur Literatur.) (Utrechter Beiträge zur allgemeinen Literaturwissenschaft.) (76/42)
- Streiflichter aus der DDR: 40 Jahre Theodor-Fontane-Archiv. — In: Volksstimme Österreich, Wien. 31. 1. 1976. (ZA 1976)
- Tax-Shultz, Gertrude: Andeutung u. Leitmotiv in Fontanes „Effi Briest“. — In: Fontane-Blätter. Bd 3, H. 7 (H. 23 der Gesamtreihe). 1976, S. 507–522. 8⁰

Teitge, Hans-Erich: Fontane-Briefe zurückgegeben. (Dänisches Reichsarchiv gab Briefe an das Fontane-Archiv zurück.) — In: Mitteilungen aus d. wiss. Bibliothekswesen der DDR. Jg. 13, H. 10. Berlin 1975, S. 105–106. 8⁰ (ZA 1975)

Wangenheim, Inge von: Der Irrtum. (Paul Heyse u. Theodor Fontane.) — In: Die tickende Bratpfanne. Rudolfstadt: Greifen-Verl. (1974), S. 166–171. 8⁰ (ZA 1974)

Wapnewski, Peter: Lang gereiftes Werk. Zum (vorläufigen) Abschluß der Nymphenburger Fontane-Ausgabe. — In: Süddeutsche Zeitung, München. Nr 134. 12./13. Juni 1976. (ZA 1976)

Weisselberg, Roland: Paul Gerhardt u. Theodor Fontane. Bekenntnis eines Dichters. — In: Potsdamer Kirche. Sonntagsblatt f. evangelische Gemeinden in der Mark Brandenburg. Nr 20 v. 16. V. 1976. (ZA 1976)

Wüsten, Sonja: Theodor Fontanes Verhältnis zu den historischen Denkmälern. Berlin 1975. III, 288 S. 4⁰ — Halle, Phil. Diss. v. 12. 12. 1975. [Maschinenschr., Abzugverfahren.] (76/48 q)

Eingang nach Red.-Schluß: Jorgensen, Svend-Aage: Dekadenz oder Fortschritt. Zum Dänemarkbild in Fontanes Roman „Unwiederbringlich“. — In: Text und Kontext. Jg. 2, H. 2. Kopenhagen 1974, S. 28–49. 8⁰ (76/99)

Weitere Literaturerwerbungen (Geschenke und Tausch)

Joachim Fritz: *Brandenburgische Dorfkirchen*. Aufnahmen v. J. Fritz. [Text:] Wolfgang Gericke, Heinrich-Volker Schleiff, Winfried Wendland. Berlin Evang. Verl.-Anst. 1974. 129 S. 4⁰

— *Jahrbuch des Märkischen Museums*. Kulturhistorisches Museum der Hauptstadt der DDR. 1. Berlin 1975. 121 S. 8⁰ — Klünner, Hans Werner: *Potsdam — so wie es war*. Düsseldorf: Droste-Verl. (1975). 104 S. 4⁰

— *Marbacher Magazin*. Hrsg. v. Schiller-National-Museum u. vom Deutschen Literaturarchiv. Marbach: laufend. 1: Goethe u. Cotta. — *Marginalien*. Zeitschrift f. Buchkunst u. Bibliographie. Hrsg. v. d. Pirckheimer-Ges. Berlin: laufend. — *Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft*, Husum. Heide: laufend. — *Wirth, Irmgard: E. T. A. Hoffmann und seine Zeit*. Berlin-Museum. Gemälde, Graphik, Dokumente, Bücher, Photographien. 119 Abb. Berlin (W): Berlin-Museum 1976. 76 S. 8⁰

Sonstige Erwerbungen: Eine Wiener Wanduhr aus dem Nachlaß des Hausarztes der Familie Theodor Fontanes: Dr. med. Albert Koblanck (um 1850). 0,36 m × 1,20 m („Fontanezimmer“).

— Joachim Schobeß —

Die Sammlung „Freiherr Max-Ulrich von Stoltzenberg“

Die Sammlung wurde im Fontane-Archiv als ein Geschenk eingestellt (s. Heft 22, S. 480 und Heft 23, S. 552) und steht im Benutzerraum. Sie beinhaltet:

1. Namenkartei A–Z (aus den Romanen und Erzählungen) **Kästen 4**
2. Namenkartei nach Werken:
Kasten 1: („L'Adultera“, „Allerlei Glück“, „Aus den Tagen der Okkupation“, „Berliner Novelle“, „Cécile“, „Der alte Wilhelm“, „Der deutsche Krieg von 1866“.)

Kasten 2: („Rudolf v. Jagorski, Globetrotter“, „Schach von Wuthe-
now“, „Sommerbriefe aus dem Havelland“, „Sommers am Meer“,
„Der Stechlin“, „Stine“, „Storch von Adebar“, „Thusnelda Lehmann“,
„Tuch und Locke“, „Unterm Birnbaum“, „Unwiederbringlich“, „Un-
verändert der Deine“, „Vor dem Sturm“, „Was gilt? Eng oder weit,
fern oder nah“, „Wiedergefunden“, „Wir halten zusammen“, „Wohin“
u. a.)

Kasten 3: („Der Erzieher“, „Der Flötenspieler“, „Der Schleswig-
Holsteinische Krieg 1864“, „Der Krieg gegen Frankreich 1870/71“.)

Kasten 4: („Der Krieg gegen Frankreich 1870/71“, „Die preußische
Idee“, „Ehen werden im Himmel geschlossen“, „Eine Frau in meinen
Jahren“, „Eine Nacht auf der Koppe“, „Ellernklipp“, „Gerettet“,
„Graf Petöfy“, „Grete Minde“, „Hans und Grete“, „Im Coupé“,
„Irrungen Wirrungen“, „James Monmouth“, „Der Karrenschieber
von Grisselsbrunn“, „Korfiz Uhlefeld“, „Kriegsgefangen“, „Der letzte
Laborant“, „Die Likedeeler“, „Mathilde Möhring“, „Melusine“, „Mit
der Zeit“, „Nach der Sommerfrische“, „Oberstleutnant von Esens“,
„Oceane von Parceval“, „Onkel Dodo“, „Onkel Ehm“, „Die Poggen-
puhls“, „Professor Lezius oder wieder daheim“, „Quade Folke“,
„Quitt“) *Kästen 4*

3. Briefe, chronologisch 1841–1898 (mit Veröffentlichungs-Nachweis)
. *Kästen 3*
4. Briefe mit Abdruckstellen *Kästen 2*
5. Briefe, Empfänger *Kästen 2*
6. Briefe, Werke (Angaben des Werkes und wo erschienen) *Kasten 1*
7. Briefe, Namen A–Z (Namen, die in einzelnen Briefen erwähnt
werden) *Kästen 3*
8. Fricke, Hermann: „Theodor Fontane. Chronik seines Lebens“. Aus-
wertung der erwähnten Personen- und Ortsnamen *Kasten 1*
9. Literatur-, Kunst- und Theaterkritiken *Kasten 1*
10. Gedichte: Unveröffentlichte G., verstreut gedruckte G. und ver-
schollene G. *Kasten 1*
11. Zeitschriftenkartei (Nachweis von Artikeln von und über Fontane)
. *Kasten 1*
12. Literatur zu einzelnen Werken (Artikel über einzelne Romane
usw.) *Kästen 2*
13. Bibliographie A–Z (Systematik nach Sachgebieten. Literaturerschlie-
ßung) *Kästen 2*
14. Allgemeines (Druckschriften, Bilder) *Kasten 1*
15. Stellen, wo Briefe erwähnt werden *Kasten 1*
16. Briefe im Fontane-Archiv (unvollständig) *Kasten 1*
17. Briefe, nicht im Fontane-Archiv (unvollständig) *Kasten 1*
18. Stargardt-Kataloge (erschlossen) *Kästen 10*
19. Diverse einzelne Auktionskataloge verschiedener Firmen (erschlossen)

Insgesamt sind es 41 Kästen mit etwa 25 000 Zetteln.

Die übernommene Sammlung des Freiherrn Max-Ulrich von Stoltzenberg,
Schleswig, erhöht die Leistungsfähigkeit des Fontane-Archivs und ist
eine wertvolle Ergänzung seiner im Heft 15 angezeigten Kataloge und
Karteien.

Vorankündigung

Die Redaktion hat folgende Manuskripte angenommen:

Dr. Christa Schultze: „Zur Entstehungsgeschichte von Theodor Fontanes Aufzeichnungen über Paul und Rudolf Lindau (mit einem unveröffentlichten Entwurf u. unbekanntem Briefen).“ [Fontane-Archiv] (50 Maschinenseiten.) — Dr. Pierre Bange (Frankreich): „Zwischen Mythos und Kritik. Eine Skizze über Fontanes Entwicklung bis zu den Romanen“ (45 Maschinenseiten). — Hans-Werner Klünner (West-Berlin): „Theodor Fontanes Wohnstätten in Berlin“ (36 Maschinenseiten). — Dr. Annerose Schneider (DDR): „Jane Austen und Theodor Fontane“ (14 Maschinenseiten). — E. M. Volkov (UdSSR): „Theodor Fontane und Leo Tolstoi“ (46 Maschinenseiten). — Dr. sc. Joachim Biener (DDR): „Das Kleistbild Theodor Fontanes“ (12 Maschinenseiten). — *Wir besprechen*: Theodor Fontane: Sämtliche Werke. Bd. 24: Fragmente und frühe Erzählungen. Nachträge. München: Nymphenburger Verl. 1975.

Mitteilungen

Turgenjew-Gedenkstätte bei Orjol

Moskau. Das staatliche Turgenjewmuseum in Orjol erhält in nächster Zeit eine Zweigstelle. Nach umfangreicher Restaurierung wird der ehemalige Landsitz Spasskoje Lutowinowo, einst Verbannungsort des russischen Schriftstellers, als Erinnerungsstätte zugänglich gemacht. Viele persönliche Gegenstände Turgenjews, die jetzt noch im Museum in Orjol ausgestellt sind, werden im einstmaligen Wohnhaus der Familie Turgenjews an ihren alten Plätzen aufgestellt. (Im Fontane-Archiv wird Fontanes handschriftliche Besprechung von Turgenjews „Neuland“ aufbewahrt. In der Bibliothek unseres Dichters befanden sich folgende Werke Turgenjews: „Erzählungen“ [München 1864], „Das adelige Nest“ [Mitau 1870] und „Rauch“ [Mitau 1868].)

Gerhart-Hauptmann-Museum auf Hiddensee

Zum 30. Todestag Gerhart Hauptmanns wurde die ehemalige Wirkungsstätte des Dichters in Kloster auf der Insel Hiddensee, die jetzt Museum ist, neu gestaltet. (Im Fontane-Archiv befinden sich Briefe Gerhart Hauptmanns an Theodor Fontane, ferner die Besprechung der „Weber“ von Gerhart Hauptmann durch unseren Dichter.)

Kleist-Ehrungen

Dem 200. Geburtstag des Dichters Heinrich von Kleist wird eine Kleist-Ehrung vom 18. bis 23. X. 1977 in der Geburtsstadt Frankfurt (Oder) gewidmet sein, deren Träger das Ministerium für Kultur und der Rat des Bezirkes sind. (Im Fontane-Archiv befinden sich sechs Besprechungen unseres Dichters der Dramen und Novellen Kleist's, darunter „Das Käthchen von Heilbronn“, „Der zerbrochene Krug“ und „Der Prinz von Homburg“.)

Inhaltsverzeichnis Heft 24

Theodor Fontane: Vier unveröffentlichte Briefe an Pastor Gottlieb Wilhelm Schinkel. Hrsg. u. kommentiert von Gotthard Erler	557
Professor Dr. Ilja Fradkin: Fontanes „Menschliche Komödie“	560
Hans-Joachim Konieczny: Theodor Fontane und „Westermanns Deutsche Illustrierte Monatshefte“	573
Gotthard Erler: Theodor Fontane und Paul Heyse	588
Professor Dr. Werner Hoffmeister: Der realistische Gesellschaftsroman bei Theodor Fontane und William Dean Howells: Eine deutsch-amerikanische Parallele	600
Buchbesprechungen:	
Walter Müller-Seidel: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. Stuttgart: Metzler 1975. (Rez. Dr. Peter Wruck)	607
Wolfgang Eberhardt: Fontane und Thackeray. Heidelberg: Winter 1975. (Rez. Dr. Joachim Krueger)	610
Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs: Neuerscheinungen und -erwerbungen. Die Sammlung „Freiherr von Stolzenberg“	613
Vorankündigung	621
Mitteilungen	621
Inhaltsverzeichnis des Heftes 24	622
Inhaltsverzeichnis des Bandes 3 (Hefte 17–24)	622

FONTANE-BLÄTTER Band 3

(Mit diesem Heft schließen wir Band 3 ab)

E. M. Volkov: Zur Problematik von Theodor Fontanes Roman „Effi Briest“. Übersetzt von Christa Schultze	1
Manfred Hellge: Fontane und der Verleger Wilhelm Friedrich	9
Kurt Müller: Ein Stadtarchivar auf Theodor Fontanes Spuren in der Stadt Beeskow	54
Johanna Voigt: Erinnerungen an Theodor Fontane	70
Theodor Fontane: Protokolle des „Tunnels über der Spree“. Herausgegeben und kommentiert von Joachim Krueger	81
Theodor Fontane: Ein Briefwechsel mit seiner Frau. Mitgeteilt und kommentiert von Gotthard Erler	102
Gerhard Friedrich: Die Witwe Pittelkow	109
Gotthard Erler: Fontane in Schottland	124
Johannes Kunstmann: „Mußhelden“ Theodor Fontanes Klinke (Klinka) und Kitto	134

David Turner: Kaffee oder Milch? Das ist die Frage: Zu einer Szene aus Fontanes „Frau Jenny Treibel“	153
Theodor Fontane jr.: Die Schwestern des Dichters Theodor Fontane	161
Albert Guthke: „Ich liebte Dr. Lau“	165
Theodor Fontane: Briefe an Richard Dehmel. Mitgeteilt von Helmuth Nürnberger	189
Heinz Gebhardt: Fontane und die Sage von Jarl Iron von Brandenburg	200
G. M. van Rossum: Fontane und der Balinesische Krieg	205
Christa Schultze und E. M. Volkov: Materialien zu einer Bibliographie der ins Russische übersetzten Werke Theodor Fontanes und der über ihn in russischer Sprache erschienenen Literatur (1891–1973)	213
Frederick Betz: Neuere amerikanische Dissertationen über Fontane	219
Alfred Dreifuß: Fontane und der Seiltänzer	220
Wolfgang Venohr und Joachim Schobeß: Ein Interview im Fontane-Archiv	233
Günther Voigt: Die wiederholte Bezugnahme auf Schillers „Wilhelm Tell“ in Fontanes „Frau Jenny Treibel“ und die Bedeutung bzw. Funktion dieser Zitate oder Anspielungen in dem Roman. In Ergänzung des Beitrags von David Turner „Kaffee oder Milch?“ . . . In: „Fontane-Blätter“ Bd. 3, H. 2 (1974), S. 153 ff.	236
Ein anonym Brief an den „Theaterfremdling“ Th. F.	238
Theodor Fontane: Zwei gesellschaftskritische Entwürfe (1. Johann der muntre Seifensieder. 2. Du selbst!) Herausgegeben und kommentiert von Joachim Krueger	241
Theodor Fontane jr.: Beziehungen zu meinem Vater	253
Christel Laufer: Der handschriftliche Nachlaß Theodor Fontanes . .	264
Philippine Fontane: Vier Briefe an Wilhelm Wolfsohn (1824–1848). Mitgeteilt und kommentiert von Christa Schultze	288
Heide Grieve: Fontane und Scott. Die Waverly-Romane und Vor dem Sturm	300
Zehn Jahre Fontane-Blätter 1965–1975 (Professor Dr. sc. Dietrich Sommer, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. — Professor Dr. Charlotte Jolles, Birkbeck College University of London. — Professor Dr. Pierre-Paul Sagave, Universität Paris X. — Dr. Georg Wenzel, Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin. — E. Volkov; Kandidat der philologischen Wissenschaften, Dekan der philologischen Fakultät der Staatlichen Universität von Ivanovo (UdSSR)	321
Sonja Wüsten: Theodor Fontanes Gedanken zur historischen Architektur und bildenden Kunst und sein Verhältnis zu Franz Kugler	323
Gotthard Erler: Fontanes „Wanderungen“ heute	353

Christel Laufer: Zur Geschichte der Verzeichnung von Fontane-Handschriften	368
Editoren haben das Wort (Professor Dr. Charlotte Jolles, London. – Professor Dr. Helmuth Nürnberger, Hamburg)	391
Joachim Krüeger: Ein Irrläufer im Verzeichnis der Werke Fontanes	394
Theodor Fontane: Zwei unveröffentlichte Briefe. Mitgeteilt von George Salomon	401
Joachim Biener: Alfred Kerr und Theodor Fontane	402
E. M. Volkov: Fontane in der russischen und sowjetischen Kritik. Übersetzt von Christa Schultze	416
Manfred Gill: Theodor Fontanes Aufenthalte in Letschin	430
Bernd Rühle: Der junge Gerhart Hauptmann und seine Beziehungen zur literarischen Welt seiner Zeit	438
Renate Hoyer: Theodor Fontane und Paula Conrad	454
Theodor Fontane: Ein unveröffentlichter Brief an den Brandenburger Verleger Wiesike. Herausgegeben und kommentiert von Gün-ter Mangelsdorf	481
Rudolf A. Hofmeister: Ein in Chicago gefundener, unbekannter Brief Paul Heyses an Theodor Fontane	483
Theodor Fontane: Vier epische Entwürfe (1. Maier von den gelben Husaren. – 2. Die Bekehrten. – 3. So oder so? Novelette. – 4. Neuer Roman (Aus dem eignen Leben) [...] Herausgegeben und kommentiert von Joachim Krueger	485
Karl Schubarth-Engelschall: Notizen Fontanes zu Stanleys Reisebericht „Durch den dunkeln Welttheil“	502
Gertrude Tax-Shultz: Andeutung und Leitmotiv in Fontanes „Effi Briest“	507
Hans Schwerdtner: Erinnerungen an den Lehrer Lösche, der Fontane Kenntnis von der Ermordung des Försters Frey vermittelte („Quitt“)	523
Paul Holz: „... das war der Fürst von Werle.“ Nachforschungen und Anmerkungen zu einem Leberreim in Fontanes „Cécile“	524
Karl Jahn †: Die Einweihung des Neuruppiner Fontane-Denkmal 1907. Ein Erlebnisbericht	528
Friedrich Ebert vor dem Bezirksrat Potsdam 1975	552
Joachim Krueger: Das Kochbuch der Stiefgroßmutter Fontanes	553
Theodor Fontane: Vier unveröffentlichte Briefe an Pastor Gottlieb Wilhelm Schinkel. Kommentiert von Gotthard Erler	557
Ilja Fradkin: Fontanes „Menschliche Komödie“	560
Hans-Joachim Konieczny: Theodor Fontane und „Westermanns Deutsche Illustrierte Monatshefte“	573
Gotthard Erler: Theodor Fontane und Paul Heyse	588

Werner Hoffmeister: Der realistische Gesellschaftsroman bei Theodor Fontane und William Dean Howells: Eine deutsch-amerikanische Parallele 600

Besprochene Bücher

- Theodor Fontane: Briefe. Hrsg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt und mit einem Nachwort versehen von Charlotte Jolles. Bd. 1-4. Propyläen-Verl. 1968-71. (Rez.: Dr. Joachim Krueger) 60
- Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse. Hrsg. von Gotthard Erler. Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1972. (Rez.: Dr. Joachim Krueger) 63
- Charlotte Jolles: „Theodor Fontane.“ Sammlung Metzler, Bd. 114. Stuttgart 1972. (Rez.: Gotthard Erler) 66
- Fontane-Autographen der Universitätsbibliothek Berlin. Ein Verzeichnis. Im Anhang: Zwanzig wenig bekannte Briefe Fontanes. Bearb. u. kommentiert von Joachim Krueger. Berlin 1973. (Rez.: Dr. Christel Laufer) 152
- Katharina Mommsen: Gesellschaftskritik bei Fontane und Thomas Mann. Heidelberg: Stiehm 1973. (Rez.: Dr. Joachim Krueger) 222
- Dichter über ihre Dichtungen. Bd. 12, 1. 2.: Theodor Fontane. Hrsg. von Richard Brinkmann in Zusammenarbeit mit Waltraud Wiethölter. München: Heimeran 1973. (Rez.: Dr. Joachim Krueger) 224
- Cordula Kahrmann: Idyll im Roman. Theodor Fontane. München: Fink 1973. (Rez.: Dr. Joachim Krueger) 312
- Pierre Bange: Ironie et dialogisme dans les romans de Theodor Fontane. Presses universitaires de Grenoble 1974. (Rez.: Professor Dr. Pierre-Paul Sagave) 315
- Heinz Eugen Greter: Fontanes Poetik. Bern: Lang, Frankfurt a. M.: Lang 1973. (Rez.: Dr. Joachim Krueger) 377
- Theodor Fontane: Literarische Essays und Studien. T. 1. 2. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1963 und 1974. (Rez.: Dr. sc. Joachim Biener) 547
- Hans Ester: Der selbstverständliche Geistliche. Untersuchungen zu Gestaltung und Funktion des Geistlichen im Erzählwerk Theodor Fontanes. Leiden 1975. (Rez.: Dr. Joachim Krueger) 548
- Walter Müller-Seidel: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. Stuttgart: Metzler (1975). (Rez.: Dr. Peter Wruck) 607
- Wolfgang Eberhardt: Fontane und Thackeray. Heidelberg: Winter 1975. (Rez.: Dr. Joachim Krueger) 610

Verfasser-Register

- | | |
|--------------------------|-----------------------------------|
| Betz, Frederick 219 | Ebert, Friedrich 552 |
| Biener, Joachim 402, 547 | Erler, Gotthard 66, 102, 124, 353 |
| Dreifuß, Alfred 220 | Fontane, Philippine 288 |

- Fontane, Theodor 81, 102, 189,
241, 401, 481, 485
- Fontane, Theodor jr. 161, 253
- Fradkin, Ilja 560
- Friedrich, Gerhard 109
- Gebhardt, Heinz 200
- Gill, Manfred 430
- Grieve, Heide 300
- Guthke, Albert 165
- Hellge, Manfred 9
- Heyse, Paul 483
- Hofmeister, Rudolf A. 483
- Hoffmeister, Werner 600
- Holz, Paul 524
- Hoyer, Renate 454
- Jahn, Karl 528
- Jolles, Charlotte 322, 391
- Konieczny, Hans-Joachim 573
- Krueger, Joachim 60, 63, 81, 222,
224, 241, 312, 377, 394, 485, 548,
553, 610
- Kunstmann, Johannes 134
- Laufer, Christel 152, 264, 368
- Mangelsdorf, Günter 481
- Müller, Kurt 54
- Nürnberger, Helmuth 189, 393
- Rossum ,G. M. van 205
- Rühle, Bernd 438
- Sagave, Pierre Paul 322, 315
- Salomon, George 401
- Schobeß, Joachim 233
- Schubarth-Engelschall, Karl 502
- Schultze, Christa 1, 213, 288, 416
- Schwerdtner, Hans 523
- Sommer, Dietrich 321
- Tax-Shultz, Gertrude 507
- Turner, David 153
- Venohr, Wolfgang 233
- Voigt, Günther 236
- Voigt, Johanna 70
- Volkov, E. M. 1, 213, 323, 416
- Wenzel, Georg 322
- Wruck, Peter 607
- Wüsten, Sonja 323

Nachtrag

zu den Neuerwerbungen (siehe S. 613)

Unveröffentlichte Briefe Theodor Fontanes an Berta und Karl Wilhelm Kummer:

1. Letschin, 31. 12. 1846. — Inh.: Über das gemeinsame Weihnachtsfest mit Emilie Kummer in Letschin. (B 364)
2. Letschin, 15. 9. 1847. — Inh.: Th. F. erbittet zusätzlichen Urlaub für Emilie aus Anlaß des Geburtstages seiner Mutter. (B 376)

Unveröffentlichte Briefe Theodor Fontanes an Berta Kummer:

3. Berlin, 10. 4. 1857. — Inh.: Th. F. hofft, Berta Kummer vor der Übersiedlung nach London noch zu sehen. (B 405)
4. o. O. u. J. [nach 1866]. — Inh.: Th. F. über die Preußen bei Gitschin, Chlum und Lipa 1866. (B 428)

Die Fontane-Blätter finden gegenwärtig Interessenten in 25 Staaten. Leser aus der DDR bestellen die Fontane-Blätter beim Fontane-Archiv. Interessenten, die außerhalb der DDR ihren Wohnsitz haben, bestellen die Fontane-Blätter auf Fortsetzung unter Nachlieferung der noch vorhandenen Hefte über ihren Buchhändler beim Buch-Export, DDR 701 Leipzig, Leninstraße 16.

Wissenschaftlich Arbeitende und Freunde des Werkes Fontanes, die Literatursauskünfte wünschen, wenden sich direkt an das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek in Potsdam.

Bitte: Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Dissertationen und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv einzusenden. Diese Bitte bezieht sich nicht nur auf selbständige Veröffentlichungen (Verlagsproduktionen), sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel (unter Angabe der Zeitung, des Erscheinungsortes und des Datums). Das Fontane-Archiv ist fernerhin für laufende Hinweise dankbar.

Fontane-Blätter: Lieferbar sind zur Zeit die Hefte 9–24 sowie die Sonderhefte 2–4. Die Abgabe erfolgt nur im Abonnement. Wir liefern ferner aus: Joachim Schobeß, „Literatur von und über Theodor Fontane“, 2. bed. verm. Aufl. Potsdam 1965. (5,- Mark)

Herausgeber: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 15) Potsdam, Dortustraße 30/34. Postfach 59. Telefon 47 51, App. 133 (Leiter), 120 (Mitarbeiterin). Chefredakteur: Joachim Schobeß, Leiter des Fontane-Archivs. Satz und Druck: VEB Druckerei Babelsberg. Genehmigt unter Lizenz 1634 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik. EVP in der DDR 2,- Mark.

1/16/10-609

Redaktion: Paul Conrad, Nationalpreisträger Gotthard Erler, Joachim Göbel, Dr. Joachim Krueger, Dr. habil. Hans-Heinrich Reuter, Bibliotheksrat Joachim Schobeß, Dr. Christa Schultze, Dr. Hans-Erich Teitge. Alle Zahlungen bitten wir zu richten an Konto-Nr. 414 beim Postscheckamt Berlin (PSCHA), 1086 Berlin, Deutsche Staatsbibliothek.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs der Deutschen Staatsbibliothek.

Als nächste Veröffentlichung liefern wir Sonderheft 4 (1976)
der Fontane-Blätter unter folgendem Titel aus:

**„Register für die Bände 1 (1965) – 2 (1973), Hefte 1–16, und die
Sonderhefte 1–3. Zusammengestellt von Angelika Schubarth-
Engelschall. Beigedruckt: Die Notizbücher Theodor Fontanes.
Eine Übersicht.“**